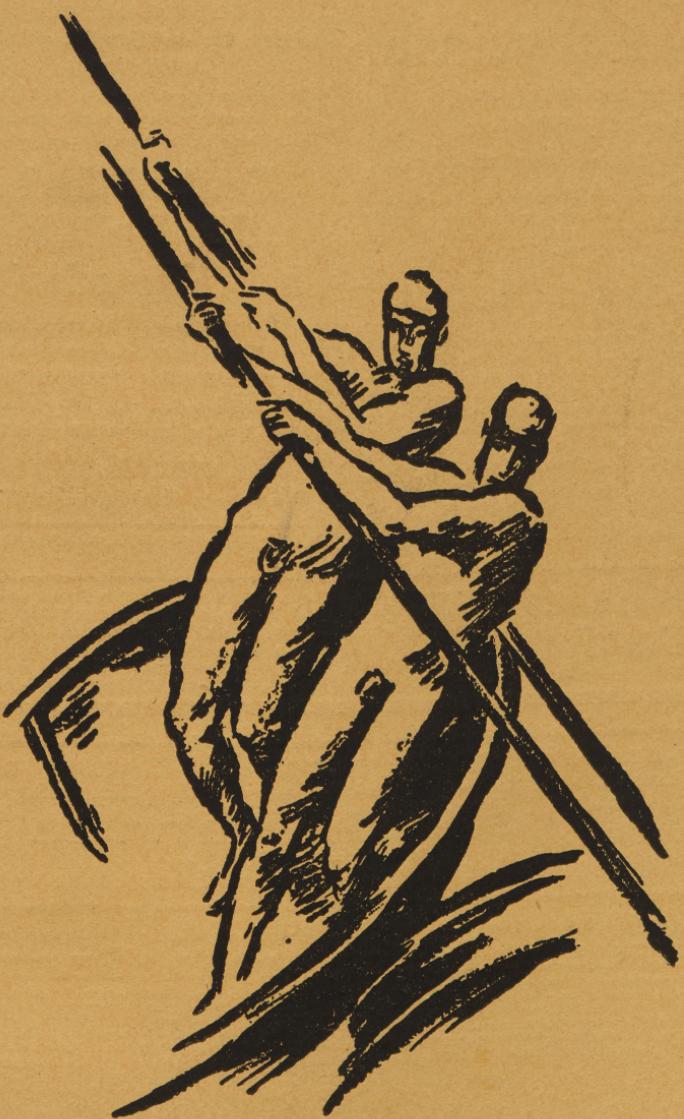


B. 1. 1922
Stadt
Bücherei
Ding

Ostdeutsche Monatshefte



Pfuhle

Verlag: Georg Stille, Danzig-Berlin
3. Jahrgang 1922

Gest 6

Soeben erschienen:

Ina Seidel Das Labyrinth

Ein Lebenslauf aus
dem 18. Jahrhundert

Br. M. 100.—, geb. M. 150.—

Ein Buch nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart, biographische Wirklichkeit und deutende Dichtung zugleich. Denn in dem Lebensroman des bekannten Weltreisenden und Forschers Georg Forster (den es gestaltet) zeichnet es nicht nur die farbig bewegte Oberfläche dieses Lebens, sondern auch die dunkel durchscheinende Schicksalslinie aus fröhtester Kindheit her und das verhüllte Gesetz im Verhängnis des Einzelnen wie der Völker. Ueberraschend aber berührt uns in zahlreichen scharfgelebten Zeitporträts wie im ganzen lebendigen Zeitbild eine tiefe Verwandtschaft mit unserer eigenen, ebenso bis zum Grund erschütterten und dunkel ein Neues suchenden Gegenwart.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

JEDER Volkswirt, Jurist, Politiker
JEDER Industrielle und Kaufmann
JEDER leitende Beamte und Angestellte

Jeder, der am öffentlichen Leben
Anteil nimmt

liest das 14 tägig erscheinende, für den aktuellen Gebrauch, wie als Nachschlagewerk noch nach Jahren gleich wertvolle u. unentbehrliche

„Zentral-Archiv für Politik und Wirtschaft“

Über die ganze Welt verbreitet!

Vorzügliches Anzeigenorgan!

„Europäisches Wirtschafts-Adressbuch“

Bestellungen bei jeder Postanstalt, bei unseren Geschäftsstellen oder unmittelbar bei der

Verlagsanstalt München, G. m. b. H.,
München, Ludwigstrasse 17 a/II

Hotel Bellevue Dresden

R. Rommelsdorf, Vorstand und Leiter.

Weltbekanntes, vornehmes Haus
in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz,
gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie u. Museen.

Mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Großer Garten und Terrassensaal an der Elbe.

Abgeschlossene Einstellräume für Kraftwagen.

Ostseebad der Stadt Danzig BRÖSEN Kurhaus und Strandhalle

Inhaber Paul Ibold

die gegebene Gaststätte für Ausflügler und Erholungssuchende

Ostseebad Zoppot b. Danzig

Herrlicher Strand, Bergiger Hochwald, Erstklassige Seebadeanstalten, Warmbad mit sämtlichen medizinischen Bädern, Reichhaltiges Unterhaltungsprogramm, Täglich Künstlerkonzerte im Kurgarten, Kasino mit Roulette- und Baccaraspiele, Stadttheater, Kabarett, Bälle, Waldoperaufführungen: „Siegfried“ 1., 3., 6., u. 8. August. Wohnungen reichlich vorhanden. Die Badekommission.

Daheim-Möbel

Langfuhr,
Hauptstr. 17
früh. „G. d. W.“

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrgang

September 1922

Nr. 6

Eine vorbildliche Stätte deutscher Kultur im Osten

Von Ulrich Balzer

Wer hat nicht schon die Karren in der Nähe der Berliner Universität gesehen, auf denen Buchhändler ihre Waren zum Verkauf ausgestellt haben? Oder wer kennt sie etwa als ein

dern zu genießen. In Deutschland mußte dieses Ideal von Buchhandlung in den meisten Fällen am Klima scheitern. Und infolgedessen sind wir auf jene Buchläden angewiesen, wo man in kür-



Entw.: Prof. J. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.
Verkaufsraum im Erdgeschoß. Linke Seite mit Personenaufzug

beinahe notwendiges Requisit französischer Boulevards oder italienischer Plätze? Ein jeder Bücherliebhaber trat mit Vergnügen an einen solchen Karren heran. Denn er wurde nicht wie in einer Buchhandlung von einem sofort hinzuspringenden Dienstbeflissenem Geiste belästigt, sondern konnte mit Muße und Ruhe seine Wünsche selbst erfüllen. Doch diese Bequemlichkeit war in vollen Zügen nur in südlichen Län-

zester Zeit und in drangvoll-fürchterlicher Enge im Augenblick von fünf Minuten sich für den Ankauf eines Buches entscheiden muß. Ein derartiger Handel ist immer irgendwie ungemütlich. Es ist daher erfreulich, daß buchhändlerische Kreise das Unzulängliche bisheriger Einrichtungen eingesehen haben, und daß man vielfach willens ist, den Buchhandel, die Vermittlung literarischer Erzeugnisse, zu reformieren. Ein



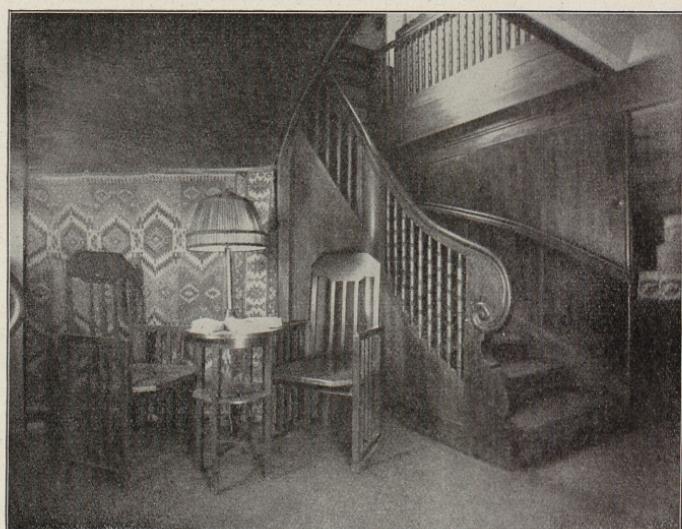
Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photogr.: M. Kiby
Verkaufsräum im Erdgeschöß. Rechte Seite

vorbildliches Reformwerk in dieser Richtung hat die Buchhandlung von Gräfe und Unzer in Königsberg in Preußen geleistet.

Wie alle Reformationen ist auch diese Reformation nicht aus dem Nichts urplötzlich emporgewachsen, sondern der Boden war schon vorbereitet. Die Königsberger Buchhandlung kann mit dem 20. Juli auf ein zweihundertjähriges Bestehen zurückblicken. Zwei Jahre vor der Geburt Kants erteilte Friedrich Wilhelm I., der Preußenkönig, dem am wenigsten Interesse für Kunst und Wissenschaft nachgerühmt wird, dem Christof Johann Eckardt eine Urkunde, die ihn zur Eröffnung einer Buchhandlung berechtigte. Das Privileg bietet viel des kulturhistorisch Interessanten und Wichtigen. Ein Satz des königlichen Schreibens lautet:

„Wobey Er denn auch

ten. Mit diesem Privileg, aus dem mit Recht schon die Zeit der Aufklärung, des heraufdämmernden Rationalismus erkannt werden kann, hatte die Geburtsstunde der heute ihr Jubiläum feiernden Buchhandlung geschlagen. Ihr Aufstieg ist kein leichter gewesen. Das Eckardtsche Unternehmen hat, viele Schicksals-



Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photoar.: M. Kiby
Treppe im Zwischenstock

aller derjenigen Privilegien, Freiheiten und immunitäten, welche anderen der gleichen Buchhändlern Königsbergs zu stehen, sich ebenfalls zu erfreuen haben, undt von unserer preußischen Regierung, wie auch Rectore et Senatu Academico daselbst, so viel an ihnen ist, jedesmahl gebührendt dabei geschützt werden soll.“ Dann folgt eine ziemlich scharfe Landesherrliche Vermahnung, keine gottlosen, skandalösen und ärgerlichen Bücher und Bilder feizubie-

schläge zu erleiden gehabt. Die schweren Zeiten, welche die Provinz Ostpreußen durchzumachen hatte, besonders die Besetzung durch die Russen während des siebenjährigen Krieges, sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Oftmals hat es den Besitzer gewechselt. Schon zu Lebzeiten des Begründers stand die bekannte Königsberger Buchdruckersfamilie Hartung in Beziehungen zu ihm. 1799 ging die Buchhandlung in den Besitz der Firma Göbbels & Unzer über, um schließlich nach der Aufnahme des Schwiegersohnes von Unzer den Namen Gräfe & Unzer zu führen. Die an Erfolgen, aber auch an Krisen reiche Geschichte des Hauses interessiert den Königsberger Lokalhistoriker in außerordentlichem Maße, bedeutet sie doch ein Spiegelbild der kulturhistorischen Entwicklung der ostpreußischen Haupt- und Residenzstadt. Für den gewöhnlichen

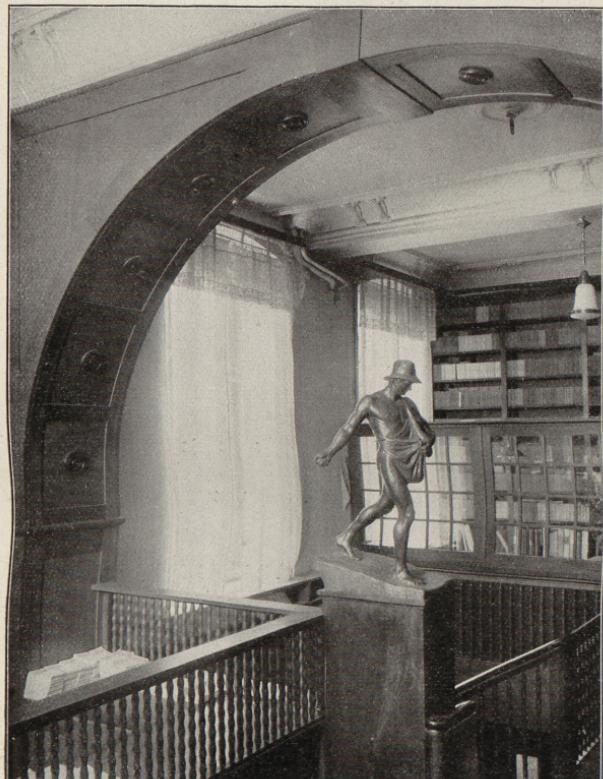
Entw.: prof. J. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photoar.: M. Stiby
Treppenhals im 1 Stock

Sterblichen, den Zeitgenossen schlechthin, genügt die Feststellung, daß die Buchhandlung, die in der Vergangenheit sich unvergängliche Dienste um das Geistesleben der Ostmark erworben hat, auch heute noch als ein rocher de bronze im wissenschaftlichen und künstlerischen Leben der östlichen Großstadt Deutschlands steht.

Es bedarf nur der Andeutung, daß in der Hauptsache die geistigen Grundmauern der Buchhandlung vorzüglich sein mußten, wenn Gräfe und Unzer sich durch zwei Jahrhunderte hin-

durch in aufsteigender Linie entwickeln konnten. Der Begründer Eckardt war ein Buchhändler, der in Leipzig seine Erfahrungen gesammelt hatte und der von den Erfolgen auch der Konkurrenz seiner Zeit zu lernen verstand. Aus der Kanterischen Buchhandlung, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Königsberg in Blüte stand, übernahm er maßgebende Prinzipien. Einmal wurde in geschickter und ausgiebiger Weise die Beziehung zur Universität gepflegt. Doch das Wichtigere war der Gedanke, nicht so sehr eine gewöhnliche Handelsstätte für Bücher zu errichten, sondern dem Käufer beim Bucherwerb volle Freiheit zu lassen, ihm in den Räumen der Buchhandlung eine angenehme Aufenthaltsstätte zu bereiten. Dieser Gedanke nun, der unserer materiell und händlerisch veranlagten Zeit sogar nicht zu liegen scheint, ist in neuester

Zeit von den jetzigen Geschäftsinhabern wieder aufgenommen und in nahezu vollkommener Weise gelöst worden. Wer die heutigen Geschäftsräume der alten Buchhandlung betritt, glaubt nicht in einen kaufmännischen Betrieb zu kommen. Es sieht eher so aus, als ob man bei einem Gelehrten oder Sammler zu Gast wäre. Weite saalartige Zimmer, die zwar ihren Charakter durch Bücherregale erhalten, die aber nicht wie so oft, in Buchhandlungen den Eindruck eines Lagerraums hervorrufen. Nur ein Künft-





Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Bücherwand mit Auslagen im I. Stock

Ier konnte den Raum in dieser Weise meistern. Denn es ist eine schwierige Aufgabe, in einem alten Geschäftshaus einen allen Anforderungen genügenden Einbau vorzunehmen. Gräfe und Unzer hatte deshalb zu dieser Aufgabe einen der ersten Architekten Ostpreußens, den Professor an der staatlichen Kunstabakademie Lahrs, berufen. Mit Kraft und Ziessicherheit ist der Künstler an das Problem herangetreten und ihm ist ein ausgezeichnetes Werk gelungen. Ein Werk, das bisher leider nicht in dem Maße, wie man hätte annehmen können und wünschen mögen, Nachahmung gefunden hat. Eine eigene Atmosphäre umgibt den Besucher. Die Einheit in der Raumgestaltung bezwingt ihn. Nirgends sind die häßlichen Ladentische zu sehen. Sondern unter weiser Ausnutzung des vorhandenen Platzes sind sämtliche Bücher in Regalen untergebracht oder auf Auslagen so-

fort greifbar. Die verschiedenen Zwischenwände sind herausgebrochen und so kann das Tageslicht selbst bis in die entferntesten Winkel und Ecken dringen. Wer alte Bibliotheken kennt, weiß, wie fehlt sie an mangelhafter Lichtzufuhr kranken. Davon ist in der Königsberger Buchhandlung nichts zu merken. Bei den Durchbrechungen sind starke massive Pfeiler stehen geblieben. Reiz-

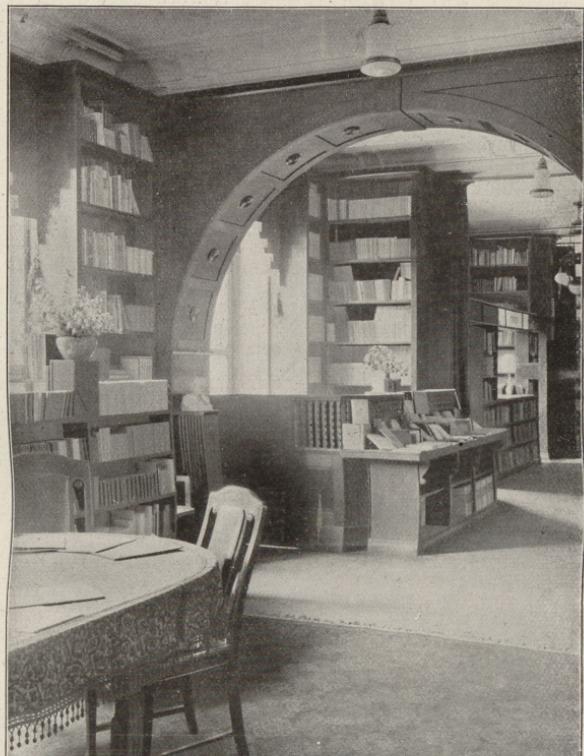


Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photogr.: M. Gilly
Lesetisch im I. Stock

volle Ueberschneidungen kommen dadurch zu-
stände und lassen den Gedanken an Monotonie
nicht aufkommen. Die Buchhandlung erstreckt
sich durch zwei Stockwerke hindurch. Im unteren
befindet sich die Abteilung für Belletristik, wäh-
rend das obere der wissenschaftlichen Literatur
zugewiesen ist.

Noch intimer, stiller, ja man könnte sagen
feierlicher, als
die Räume für
die Lesebedürf-
nisse des gro-
ßen Publi-
kums sind die
der wissen-
schaftlichen Li-
teratur. Hier
wird im mo-
dernen Sinne
das Ideal an-
gestrebt und
erreicht, das
dem oben
schon erwähn-
ten Königs-
berger Buch-
händler Kan-
ter vor anderthalb Jahrhun-
derten vorge-
schwebt hatte.

Vormittags
während des
Universitäts-
betriebes, aber
auch in den
späten Nach-
mittagsstun-
den, kann man
eine bedeutende
Anzahl der
bekanntesten
Königsberger



Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photoar.: M. Stiby Durchblick zur Leihbücherei

Gelehrten und Künstler sehen. Unbehindert gehen sie von Auslage zu Auslage, um sich über die neusten Erscheinungen zu orientieren, nehmen dann höchst ungeniert dies oder jenes Buch, das ihnen wichtig erscheint, machen es sich an den großen weiten Tischen in behaglichen Lehnsstühlen bequem und vertiefen sich in ihre Lektüre. Hier erinnert in der Tat nichts mehr daran, daß man sich an einer Verkaufsstelle befindet. Eine vorbildliche Kulturstätte ist hier geschaffen. Es kann mit Freuden an diesem Beispiel kon-

statiert werden, daß sich der Verkehr zwischen Gelehrtem und Kaufmann durchaus nicht nur auf kaufmännischer oder gar händlerischer Basis zu vollziehen braucht. Vielmehr er nimmt gesellschaftlichen Charakter an. Diese guten und sympathischen Beziehungen zwischen Publikum und Buchhändler werden noch enger geknüpft durch eine eigenartige Leihbibliothek. Es han-

delt sich hier nicht um eine Einrichtung, wie sie auch an anderen Stätten vielfach vor kommt. Sonder diese Leihbibliothek soll in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken dienen. Jeweils das Neueste an populär-wissenschaftlicher Literatur kann entliehen werden; leichte Romane und Unterhaltungslektüre sind dagegen ausgeschlossen. In liberalster Weise ist es daher möglich, gerade den wirtschaftlich Schwächsten Wertvolles zur Verfügung zu stellen. Unno-

tig, darauf hinzuweisen, wie kulturfördernd eine derartige Einrichtung in der vom Reich abgeschlossenen Provinz Ostpreußen wirken muß, wie eine solche Bibliothek ergänzend neben staatliche und städtische Institute treten wird.

Im Rahmen der architektonischen Raumgestaltung des Buchladens haben plastischer Schmuck und kunstgewerbliche Arbeiten Verwendung gefunden. Eine Uhr, die der Lehrer an der staatlichen Kunst- und Gewerbeschule zu Königsberg Brachert angefertigt hat, verdient Erwähnung. Gewisser-

maßen als Wahrzeichen und als Schutzheilige der neuen Räume der alten Buchhandlung ist in der unteren Abteilung eine Nachbildung der Figur der Markgräfin Gepa aus dem Westchor des Naumburger Doms angebracht. Die vornehme Frau und Fürstin blättert nachdenklich in einem aufgeschlagenen Buch. Es ist ein glücklicher Gedanke, gerade diese Plastik als Schutzheilige für eine Buchhandlung zu wählen. Wie die wissenschaftlich und künstlerisch interessierte Fürstin geistig über ihre Standesgenossen in

Naumburg hervorragt, so will und soll eine gute Buchhandlung mehr sein als eine bloße Verkaufsstätte von Büchern, als eine Zwischenhandelsstelle zwischen dem Verleger und dem Käufer. Sie soll ein Anreger und Vermittler auf geistigem Gebiete werden.

Diese Aufgabe lag in der Geschichte der Buchhandlung von Gräfe und Unzer begründet und ist in den jetzigen Räumen gelöst worden. Damit ist eine vorbildliche Stätte deutscher Kultur im Osten geschaffen worden.

Gespenstische Erinnerung

Ich lief, ein Kind, in einen hohen Saal. — Graugelb, wie Glatteis, dehnte das Parkett sich, matt spiegelnd, unter blutigroten Wänden. Drei Fenster reichten stumm und schmal sich auf, tiefschwarze Draperien sanken davor nieder und troffen Säulennis aus starren Falten. — Im kühlen dichten Dämmerlichte schwebten hoch zwei riesengroße Leuchter . . . kerzenlos . . . in staubiggrauen Flor gehüllt. — Wie große, summe Tiere.

Es hingen Ahnenbilder an der roten Wand, in Gold gerahmt, verdunkelt und geheimnisvoll. Ein mattes Schimmern da und dort, von Geisterhänden in wunderliches Grau geschleiert. — Erkenbar kaum: das steife Spitzengewerk von breiten Kragen und Manschetten, das Glimmern bunter Bänder, harter Edelsteine. — Ein Mädchenlächeln dort — ein starres Träumen da —

Und dann:

Durch einen schmalen Spalt der einen Draperie stach grell und scharf ein Lichtguß in die Dämmerung und traf ein Bild, das an der roten Wand hing. — Jäh erschauend sah ich: Rißig, gelb und weiß das Antlitz eines Mannes, — schwarz gerahmt vom wirren Bart. — Zwei Augen, ganz unsagbar hart — und drohend wie die Mündungen von stählernen Pistolenläufen, — die starren höhnisch und voll Haß dem goldenen Licht entgegen . . .

Geheimnisvoll war dieses Zwiesgespräch des goldenheißen Lichtes und der schwarzen Augen — und voll von Grauen . . .

In bangem Schweigen stand das Kind im hohen Saal und spürte: Ein Zeichen gab das Leben ihm! — — In unseres Lebens Dämmer flammt Goldgußjähnlich Glücks; doch finster, ungläubig starrt die Not des Herzens ihm entgegen . . .

Walter Mittaß

Albert Dusks Briefwechsel mit Paul Heyse (1860—1882)

Von Dr. Ernst Rose

Im Gedächtnis der Nachwelt hat Albert Dusk ein merkwürdiges Schicksal gehabt. An seinem 100. Geburtstag erinnerten sich selbst Zeitungen befriedeter Richtungen kaum des entschiedenen Vorkämpfers sozialistischer und freireligiöser Ideen. Aber im folgenden Jahre, 1920, benannte man in seinem letzten Wohnort Untertürkheim bei Stuttgart eine Straße nach ihm; 1921 erschien im Märzheft der „Ostdeutschen Monatshefte“ der warmherzige Artikel Paul Friedrichs „Vom Leben und Dichten des Königsberger Dichters Albert Dusk“; und im folgenden Jahre konnte ich selbst meine Dissertation über „Albert Dusk als Dramatiker“ abschließen, die gleich-

falls auf die literaturgeschichtliche Bedeutsamkeit des unverdientermaßen totgeschwiegenen Sonderlings aufmerksam zu machen versucht.

Bei meiner Arbeit zog ich nicht nur die zahlreichen Zeitschriftenaufsätze des Dichters heran, die noch nie für seine Charakteristik Verwendung gefunden hatten; auch zeitgenössische Beurteilungen halfen mir bei der Analyse seiner Dramen; und schließlich gelang es mir noch, bis zu seinem Briefwechsel mit Eduard Devrient, Robert Schweichel, Friedrich Stolze u. a., seiner Selbstbiographie vom Jahre 1882 und seinem reichhaltigen literarischen Nachlaß vorzudringen. Besonders aufschlußreich dürfte für die weitere

Öffentlichkeit der Briefverkehr Dulks mit Paul Henze sein, über den ich hier, dank der gütigen Genehmigung der beiderseitigen Erben, zum ersten Male berichten darf.

Der erhaltenen Teil des Briefwechsels (er umfaßt 31 Briefe und Karten) beginnt mit einem Briefe Paul Henzes vom 15. August 1860. Danach hatten sich die beiden Dichter schon früher kennen gelernt; Dulk war mit dem berühmten Novellisten in brieslischen Beziehungen getreten und hatte ihm seine bis dahin erschienenen Tragödien („Orla“, „Lea“, „Simson“) bereits „erneut“ geschenkt.

Henze verwandte sich auch schon eifrig, freilich mit schwankendem Erfolge, bei dem bekannten Schauspieler Dahn (dem Vater des Dichters des „Kampfs um Rom“) für eine Aufführung des „Simson“, der ja ohne Zweifel das bühnenfähigste Stück Dulks

darstellt. Er selbst plagte sich mit „einem wider-spenstigen Schauspiel“ herum, dem „Ludwig der Bayer“. Doch gelüstete es den Münchener Dichter nach noch näherer Bekanntschaft, und er drückt diesen Wunsch ganz offen Dulk gegenüber aus: „Von Ihren reichen Schicksalen, die mancher gern vor sich her zu tragen hätte, habe ich hinter Ihrem Rücken dies und jenes vernommen, was mich sehr lockt, Ihr Vertrauen zu verdienen. Ich sage dies offen, da Sie mich sicher keiner ge-mütlösen Neugier zeihen. Aber wenn ich Ihr

Gedicht wieder ansehe und die Lebensschicksale des Dichters im stillen dagegen halte, ist der Wunsch wohl verzeihlich, tiefer zu erkennen, wie ein so umhergeschleudertes Leben so streng sich zu sammeln und so ruhig ausgereiste Früchte zu tragen vermochte“. Der hierauf folgende Brief Dulk vom 13. September 1860 trägt diesem Wunsche Henzes nicht Rechnung; es ist nur kurz

die Rede von den vergeblichen Versuchen, den damals noch handschriftlichen „Konrad II.“, der nachher gänzlich umgearbeitet worden ist, und den schon seit 1855 abgeschlossenen „Iesus der Christ“ an den Mann zu bringen. Aber in einem folgenden, leider verloren gegangenen Brief muß Dulk sich ausführlich über seine Schicksale ausgesprochen haben. Denn Henze schreibt ihm am 8. November desselben Jahres:

„Nur meine unståte, unheimliche La-



Entw.: prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photogr.: Pfeiler-Auslagen im Erdgeschoß

ge, im Herbst ewig unwohl, fern von den Meinigen, trägt die Schuld, daß ich mit dem Dank für Ihren unschätzbarsten, reichen, guten und schönen Brief so lange gejögert habe. Denn glauben Sie es nur, mein teurer Freund, daß ich die ganze Summe dessen, was dieser Brief mir bietet, schon im Lesen klar überschaute und seither oft genug wie einen unverhofften Schatz mit verstohlerer Freude wieder betrachtet habe. Da haben Sie meine Hand, die sich der Ihren gern mit festem und herzlichem Druck bemächtigen



Enw.: Prof. J. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. Photogr.: M. Röby
I. Stock, Fensterseite

und sie für ein Stück Leben festhalten möchte.“ „Ich sehe klar, wie gut es das Geschick mit mir vorhatte, als es mir Ihre offene und herzliche Mannesfreundschaft zuwandte.“ Und nun dankt Henze dem Freunde für sein klares Urteil über seine „Eschengrafen“, ver wahrt sich aber entschieden gegen den Vorwurf, der Kreis dieses Stücks sei zu eng gezogen. Denn: „Das Nächste zunächst und ganz tun — und für das Weitere den lieben Gott sorgen lassen — wäre diese Weisheit unbestritten, es stünde besser um unser deutsches Theater.“ Ein Rat, der dem kraftstroßenden Königsberger nur allzu nötig war.

Damit war der Briefwechsel der beiden Dichter eröffnet. Des „Simson“ nahm sich Henze auch weiterhin an; aber die Luft war tatsächlich der Tragödie nicht günstig, wie er schreibt. Weder in München noch in Mannheim, wo Ausstattungsschwierigkeiten sich entgegenstellten, weder in Stuttgart, wo der König persönliche Bedenken hatte, noch in Karlsruhe — und für

Devrient hatte Dulc das Stück bereits nach dessen Wünschen umgearbeitet — kam es zu einer Aufführung; ein merkwürdiges Misgeschick des noch im vorigen Jahre von Paul Friedrich als so durchaus bühnensfähig verteidigten Stücks! Für den „Konrad II.“ dagegen konnte sich Henze nicht einsetzen, und Kenner dieses ebenso ideenreichen wie formlosen Stücks werden es verstehen, wenn der Münchener Dichter am 2. April 1868 schreibt, er habe alle 14 Not heler angelebt, Dulcs Sinn zu erleuchten, „damit eine so hochherrliche Kraft, wie sie in diesem Werke stroht und sprüht, soviel Lebenstiefe, Heiterkeit, Liebesfülle, Kenntnis des Guten und Bösen dem alleinsegelmachenden Dienste des leibhaften Theaters dienstbar gemacht werde“. „Sie haben sich Ihr Ziel in einer Zukunft gesteckt, von der wir beide nichts mehr erleben werden; Sie arbeiten für eine Bühne, für ein Volk, die erst kommen sollen. Ich verstehe das von jedem geistigen Arbeiter, aber nicht vom Dramatiker, dem das hic Rhodus, hic salta von Vergangenheit und Gegenwart beständig zugerufen wird und der

wie jeder andere Thronpräendent mit dem legitimsten Recht in der Tasche übel daran ist, wenn er dasselbe nicht durch eine wirkliche Krönung legitimiert. Bestrer Freund, wenn ich Sie hier hätte, — trotz der oben gebeichteten Erkenntnis, daß es umsonst sein würde, müßten Sie meiner Predigt über diesen Text eine Weile still halten. Dieser Wehelo, dieser Gebhard, dieser Arib, diese Agnes — warum sollen ihre großen Schatten zwischen die Blätter Ihres Buches gebannt bleiben? Bloß weil Sie ein so schweres Gepäck von Historie nachschleppen, für das der süße Pöbel allerdings blutwenig Interesse hat? Und noch ein Geständnis (unter drei Augen, denn eins müssen Sie zudrücken), auch ich nicht. Aber da kommen wir gleich wieder an die Grenzen unserer Natur. Ich nehme das Wort „Erfolg“, das Sie mir achselzuckend hinwerfen, mit freier Stirn auf. Jawohl Erfolg und abermals und zum dritten Male Erfolg!“

Lange schwieg seit diesem dramatischen

Glaubensbekenntnis Henxes der Briefverkehr zwischen den beiden Dichtern; wenigstens deutet in den folgenden Briefen nichts auf verloren gegangene Zwischenstücke hin. Es ging nunmehr um die „Willa“, die Dulk durch Henxes Vermittlung noch vor der Drucklegung der Münchner Hofbühne eingereicht hatte. Possart beurteilte sie sehr günstig, verlangte aber einige Abänderungen. Auch Henze hielt mit seinem Beifall nicht zurück, wiewohl er meinte, es sei noch zu viel historischer und theatralisch unwirkamer Apparat um die Handlung. Dulk war über dieses Urteil verwundert, da er glaubte, „kein Wort, das nicht von ihnen heraus ... notwendig war, geschrieben oder stehen gelassen zu haben“; aber da Possart ihm, freilich erst in Jahresfrist, die Annahme in Aussicht stellte, so war er zu einer szenischen Umarbeitung doch gern bereit; auch Henze gab ihm dazu eingehende Ratschläge. Aber trotzdem wollte die Angelegenheit nicht recht von der Stelle gehen; Possart verzögerte die Rücksendung des Manuskriptes, und inzwischen hatte Seodor Wehl zu einer Umarbeitung für Stuttgart aufgefordert, die Dulk viel mehr lag und denn auch tatsächlich zur Ausführung kam; in der Zielschen Ausgabe der „Sämtlichen Dramen“ (1893–94) ist der Text der „Willa“ nach dieser Umarbeitung für Stuttgart wiedergegeben. An und für sich freilich machten solche Umänderungen Dulk nur selten eine reine Freude; gleich in demselben Briefe, in dem er Henze Wehls Abänderungsvorschläge mitteilt, schimpft er ziemlich bitter über die Überarbeitung des von Albert komponierten „König Enzio“, bei der er sich widerwillig dem Komponisten fügen mußte; doch errang auch der neue „Enzio von Hohenstaufen“ keinen sicheren Platz auf der Bühne und verschwand nach einigen Aufführungen für immer von den weltbedeutenden Brettern. Die „Willa“ kam ihnen sogar nicht einmal zeitweise nahe; denn inzwischen war Hebberts Stück „Die Hochzeit von Ulfasa“, das Dulk zu seiner Schöpfung angeregt hatte, ins Deutsche übersetzt worden,

und das — übrigens viel weniger dramatische — Urbild stand seinem Gegenstück im Wege.

Des weiteren nimmt der Briefwechsel nach 1870 Schöpfungen Henxes zum Gegenstande der Unterhaltung; freilich hindern den Novellisten nunmehr sehr häufig die bösen Nerven, sich so ausführlich zu äußern, wie er gern möchte. Auch Dulk, der nach dem Kriege durch mischglückte Spekulationen in Eisenbahntickets in eine sehr schlechte finanzielle Lage geraten war, findet die rechte Ruhe nicht mehr; wie er am 23. Wintermonds 1875 schreibt, war er sogar schon entschlossen gewesen, jetzt, als angehender Sechziger, noch Schriftseher zu werden; doch findet er in sozialistischer Agitationstätigkeit wie durch mannigfache Schriftstellerei ein kärgliches Auskommen. Henze hilft ihm, wo er kann; auf seinen Rat erhält Dulk eine Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung, und als ihn der



Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i Pr. Photo: M. Kiby
Erdgeschloß, Fensterseite

Freund um Beiträge zu einer lyrischen Anthologie in Kalenderform angeht, erklärt er sich dazu im Prinzip bereit. Besonders edel aber benimmt sich der Münchner, als ihm Dulk hilfesleidend schreibt, seine Tochter Anna sei lungenkrank und könne nur durch einen sofortigen längeren Kuraufenthalt gerettet werden, dazu aber fehle das Geld; obwohl Henße Dulks Meinung, er sei „ein mittlerer Krösus“ unter den Autoren, zurückweisen muß, stellt er ihm seine pekuniäre Unterstützung in der größterzigsten Weise in Aussicht; doch gelang es Dulk schließlich noch, mit eigenen Mitteln auszukommen.

Als sich Annas Krankheit herausstellte, war Dulks Lage noch dadurch erschwert, daß er wegen eines Preßvergehens zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden war; an und für sich hatte er kein schlimmeres Flugblatt verfaßt als andere Agitatoren auch, aber die Halsstarrigkeit, mit der er sich darauf versteife, die Wahrheit seiner Behauptungen über Staat und Gesellschaft nachzuweisen zu wollen, brachte den Dichter in das Gefängnis, dem er sonst vielleicht entrinnen können. „Ihr Reat ist ebrenhaft“, erklärte ihm der Gefängnisdirektor. Das war natürlich Wasser auf Dulks Mühle, und seine Briefe an Henße versuchten immer wieder den Nachweis, „daß Gewalttat gegen die Logik der Vernunft und gegen das Herz der Menschheit, die beide, meine ich, in meinem Aufrufe vertreten waren, geübt wurde unter dem Schein des „Rechts“!“ Zeigte sich schon in diesem Verhalten Dulks so durchaus unpolitische Geistesart — denn ein Politiker muß Kompromisse schließen können, ohne die man nun einmal der Wirklichkeit nicht Herr werden kann —, so mußte er sich im weiteren Verlauf des Briefwechsels ausdrücklich dagegen verwahren, mit den extremen Sozialisten zusammen geworfen zu werden. Am 16. Frühlingsmonds 1879 verteidigte er sich gegen Henße: „Sie werfen mich eben mit dem zusammen, was Sie „läuten gehört“ haben von der Sozialdemokratie, und was maßlos durch Haß und bösen Willen entstellt ist. Aber auch in dem, was wirklich herrschende Führung in der S.D., und was wesentlich Agitation (politische) ist und bis vor wenigen Jahren es sein mußte, bin ich nicht. — Der andere — auch wirklich, nur nicht genügend, kultivierte Zweig der S.D., die Belehrung, die Aufklärung — (die für die „Gebildeten“ ebenso nötig ist, wie für die „Ungebildeten“)! Denn das Ge-

dankensystem ist ein neues, vor dessen konsequenter Durchdenken die einen an Scheu und Vorurteil, die anderen an Unfähigkeit leiden) — das ist mein Wesen! Ich bin wesentlich religiös; und nur weil und sofern der Sozialismus das Exempel, die Praxis dieser meiner Religion ist, bin ich Sozialist! — In der Partei habe ich so viele (und natürlich unschöner) Kämpfe wie draußen! Und nun beklagt sich Dulk, seine Auffäße würden nicht aufgenommen, seine Werke totgeschwiegen, und das alles nur, weil er „keine kurzfristigen Ziele des volkswirtschaftlich noch unendlich unreifen Systems“ und auch „keine politische Alleinherrschaft einer Partei“ wolle, „sondern weil ich eine gründliche Revolution in der Gesinnung der ganzen Gesellschaft — aller Parteien! bewirken, anbahnen will und gerade diese für ganz unerlässlich halte, wenn nicht aller andre Kampf zum Fluch statt zu Segen führen oder doch furchtbar wie 1789 werden soll!“ Einen „Lehrstuhl für Sozialphilosophie der Moral“ ersehnt sich Dulk, damit er seine neue, in der „Stimme der Menschheit“ niedergelegte Religion auch den Gebildeten verkündigen kann. Auf Henße machte dieser starke Idealismus mächtigen Eindruck; aber er hatte doch wohl Recht, wenn er Dulk vorwarf, er vergebende Kräfte und Gaben an hoffnungslose Experimente und erreiche nur, daß sich seine Werkzeuge gegen ihn wendetem. Trotzdem versicherte er den Gefangenen jetzt herzlicher als je seiner Freundschaft; diese „sympathische Feindschaft“ wurde Dulk nach seinem vorletzten Briefe sogar „ein Lebenstroß“.

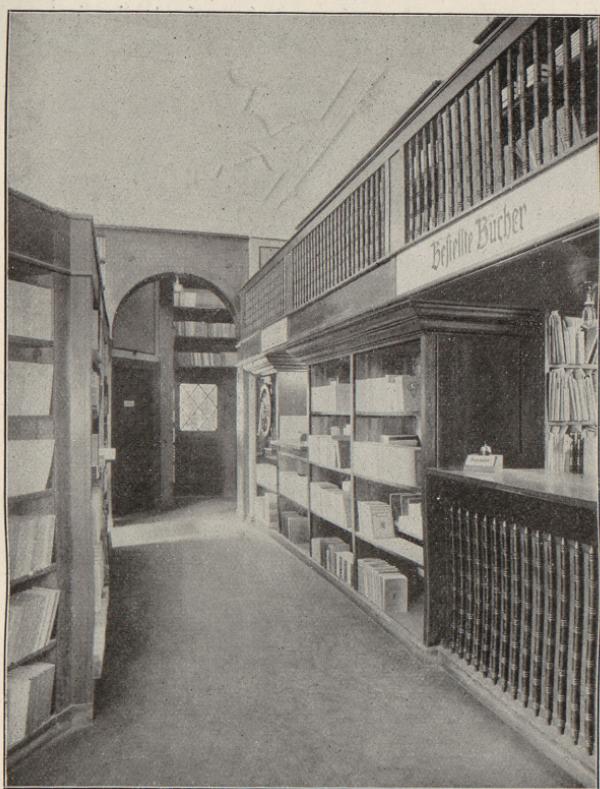
Denn der Dramatiker fühlte sich mehr und mehr vereinsamt. Für sein Lebenswerk, die „Stimme der Menschheit“, fand sich nicht das geringste Interesse, und es war doch nur ein schwacher Trost, wenn er glaubte, das kommende Jahrhundert erst werde die Früchte seiner Arbeit ernten. Sie war bereits überholt, als sie heraus kam; immerhin beruhrt es angenehm, daß Dulk „die fanatischen Extreme, starrer Bigotismus und rein niedererziehender Atheismus“ gleich zu wider sind. Er war eben im Äußerlichen viel radikaler als im Herzen. Das theatralische Auftreten lag ihm wie vielen Geistern aus der jungen deutschen Sturm- und Drangzeit. Aber dahinter versteckte sich ein ehrlicher Wahlforschwer, dem die Abfassung seines Religionsbuches innere Kämpfe genug bereitete. Mag uns heutigen auch Dulks idealistischer Pantheismus — Gottes Bild sein Name — zu farblos erscheinen, ein

Versuch, über den Indifferentismus und Materialismus der meisten Feuerbachianer hinauszukommen war es doch, und wenn der Dichter sich in seinen letzten Lebensjahren so stark um die Gründung einer neuen Kirche bemühte und den Sozialismus als eine neue Religion auffasste, so fand er damit doch endlich den Beruf, auf den seine stärksten Anlagen hindeuteten. Der Briefwechsel mit Henze lehrt uns, wie falsch das Bild Albert Dulks ist, das Ernst Ziel uns gezeichnet hat (im ersten Bande der „Sämtlichen Dramen“). Die Sozialdemokratie hat innerlich doch nur wenig recht, den eigensinnigen Gemeindegründer für sich zu beanspruchen.

Desto mehr aber tritt an Dulks nur das Ostpreußische hervor. Das Eigen-

willige in Dulks Lebensführung (man denke nur an seine drei Frauen!) ist nicht nur eine Zeiterscheinung der 40er und 50er Jahre, es ist auch aus dem ostpreußischen Hang zu schroffer Selbständigkeit zu erklären. Und der mystisch-grüblerische Zug, den so viele seiner Landsleute,

von Hamann bis E. T. A. Hoffmann, zeigen, ist auch in Dulks „Jesus der Christ“ deutlich zu verstehen. Er bewahrte den Studenten der Chemie schon vor plattem Rationalismus und machte ihn zusammen mit seiner Neigung zum prinzipiellen zum Sektengründer; auch dies ist ein ostpreußisches Schicksal. In einer Geschichte des ostpreußischen Geisteslebens darf ein ausführliches Kapitel über den Königsberger Sonderling nicht fehlen.



Entw.: Prof. F. Lahrs Haus Buchhandlung Gräfe & Unzer, Königsberg i.Pr. Photogr.: M. Ritz
Gang zu den Kontoren mit Ausgabehalter „Bestellte Bücher“

Am Haff

Die schon entschlafne Düne spricht
im Traume mit den Wogen.
Im Haff kommt durch das Sternenlicht
ein leises Schiff gezogen.

Ein Lachen klingt von irgendwo,
hüpft tanzend auf den Wellen;
ich fühle in mir, licht und froh,
viel goldne Brunnen quellen. —

Die Segel sind nur halb voll Wind;
sind müd vom weiten Reisen.
Am Mastbaum lehnt ein Schifferkind
und singt uralte Weisen.

Fritz Kudnig

Der Knospenwinkel

Von Martin Borrmann

Zu Tante Fritzhens Geburtstag sang man im Knospenwinkel: „Lobe den Herrn...“

Tante Fritzhens zog sich die Watte aus beiden Ohren. Sie griff in das Wasserglas, das neben ihr stand, und setzte das Gebiß, das dort ausgespült wurde, in ihren Mund. —

Dann ließ sie den Rollstuhl vom Mädchen zur Türe fahren.

Als die Sängerinnen intonierten, öffnete Tante Fritzhens. Sie lächelte, dankte, neigte den Kopf.

„Kommt zu hauf“, sangen die Damen im Korridor.

Tante Fritzhens nickte beifällig. Ihre dunkle Perücke saß schief auf dem schmalen Häuptchen.

Graziella, die Großnichte, kam zur Gratulation.

Tante Fritzhens hielt krampfhaft ihr Gebiß mit der Zunge fest. Sie lächelte.

„Tante Fritzchen!“ rief Graziella und zeigte die Zähne. — Sie

war acht Jahre alt, sehr wild, sehr unerzogen. Sie zog die Silben des Namens „Fritz-chen“ wie Sprudel durch ihren Mund.

Sie sprang ihrer Großtante auf den Schoß. — Tante Fritzhens lud ihre Freundinnen auf Nachmittag ein. Dann ließ sie sich mit Graziella allein in ihre Stube zurückfahren, überhaftet weil sie des Kindes unerzogenes Wesen vor den Damen verbergen wollte.

Graziella blieb während dieses Transportes auf ihrem Schoß sitzen. Sie machte sich lustig

über die alten Damen, die draußen standen. Sie stieß die Flurtür hinter sich zu, noch während man fuhr, und tat, als herrsche sie hier. In der Stube umhälste sie Tante Fritzhens. Es kostete Mühe, ihre Aufmerksamkeit auf den Geburtstagskuchen zu lenken.

Die Enkelin kniete, auch während sie aß, auf Tante Fritzhens schwächerem Schoß. Ihre Beine, in Wadenstrümpfen, waren flau und zart, ihre Knie so fest wie Holz, gedrechselt und stählern. Sie stampfte rücksichtslos.

Tante Fritzhens zürnte ihr.

Tante Fritzhens wollte nicht aus den Ring der Begattungen treten, aus dem Fluss der Alltäglichkeit, aus dem erlöschenden, warmen Lichtkreis. Graziella brachte mit ihren Besuchen lautes Leben ins Haus und zertrat das Gewohnte.

Ihr greises Antlitz fiel auf Graziellas Rücken,

tief und gesurzt. Zuweilen schnalzte sie zornig der Großnichte zu, um dem Kinde die Ungehörigkeit seiner Stellung ins Bewußtsein zu bringen. In dessen ließ sich Graziella beim Essen nicht stören.

Auch Tante Fritzhens nahm ein paar Kuchenkrümel. Ihre Hände waren rauh und gerötet, mit Ueberbeinen, allein das Fleisch ihrer Arme war edel und weiß.

Der Geruch des mürben Teekuchens füllte das Zimmer und vermengte sich mit dem fetten Duft des Provenceöles.



Martin Borrmann

Nach einer Büste von Prof. Cauer, beide Königslberg

Plötzlich warf sich die Enkelin auf den Knieen herum und umschlang den Hals ihrer Großtante.

„Kommst Du zum Schauturnen heute?“ fragte sie zwinkernd. Sie packte die Hand der Greisin, welche das Messer hielt. „Was ist das?“ sagte Tante Fritzhchen, „was ist ein Schauturnen?“ — In Graziellas Stimme kam der fröhliche Eifer des Kindes. Sie hob den Finger und belehrte die alte Dame. Hierbei geriet ihr ovales Gesicht in Augennähe der Greisin.

„In diesem Kinder steht manches“, dachte die Großtante, „mein Gott!“ Sie fuhr mit der freien Hand der Enkelin über die Locken.

Unmöglich sei es ihr, erklärte sie, das Zimmer für einen Augenblick zu verlassen, geschweige im Rollstuhl die Ausfahrt zu machen, um sich ein Turnfest anzusehen.

„Nein!“ sagte Tante Fritzhchen, „ich komme nicht!“

Die Enkelin krauste die Stirn.

„Ja! Ja!“ schrie sie auf und schüttelte Hals und Körper der Greisin, „Du mußt heute kommen! Du mußt!“

Sie murkte, schlug nach der Großtante, zuckte. Ihr Körper war biegsam wie Stahl; sie verbiss sich plötzlich verweint in die Hand Tante Fritzhchens, die neben ihr lag.

„Ach Kind!“ rief Tante Fritzhchen und „aber Kind!“ Sie war so erschrocken und zornig, daß sie sich zu wehren vergaß. Auch lag ihr die Enkelin auf der Brust und erschwerte das Sprechen.

Tante Fritzhchen atmete keuchend, dann schloß sie die Augen.

Das war die Jugend, dachte sie, „so frisch wie Küchenjungen im Weihnachtsmärchen“.

Nur leise sagte sie: „So lasst mich, mein Kind, das gehört sich nun wirklich nicht, verlaß mich, Graziella!“

Die Enkelin ließ nicht ab, ihr Opfer zu küssen und wieder zu quälen. Dazwischen tat sie beledigt. Mit aller Kraft warf sie sich der Großtante gegen die Brust.

„Du sollst mich heut sehen“, schrie sie und stemmte ihr Knie in das weiche Fleisch. „Du sollst mich heut sehen!“ — Da Tante Fritzhchen sich gar nicht wehrte, begann sie den Hals zu würgen. Ihre Augen blickten verwundert, erwartungsvoll.

Tante Fritzhchen beherrschte sich über die Maßen, doch wußte sie nicht, was sie eigentlich sprach. Ihre Wangen und Mundwinkel flogen, verhälften vor Weinen; es war ihr herzerreißend weh zu Mut.

Graziella jauchte:

„Nein, wie Du aussehst, wie eine — Eu — le — !“

Nach einigen Augenblicken:

„Du wirst ja ganz rot!“ Sie befühlte die alte Dame und legte die Hand an die heiße Hautstelle an.

„Ich mach Dich tot“, erklärte sie mit verdoppeltem Lachen.

Dort, dort, war ein Automobil, dessen Flügelschlag Tante Fritzhchen plötzlich vernahm? Der Knospenwinkel war eine Sackgasse, Wagen fuhren dort kaum! Wie flog es nun plötzlich, mit raschelnden Flügeln am Fenster vorüber? Es rauschte vorbei, dort, auf Gummi, die Teller klirrten im Zimmer, das Sofa federete hoch.

„Wo bin ich?“ fragte Tante Fritzhchen.

Dass es Graziella mit ihren Fauststoßen verursacht habe, erkannte sie nicht. Nur mühsam sagte sie:

„Geh jetzt, mein Kind, ich komme wirklich, es ist mir gleich; ... nun meinewegen; grüß Deine Eltern, geh jetzt nur heim.“

Graziella ließ sich vom Rollstuhl gleiten.

„In einer Stunde!“ sagte sie und strich sich das Röckchen zurecht.

Ein neues Teekuchenstück im Munde zerkaubend:

„Auf Wiedersehen!“

Tante Fritzhchen lächelte höflich und gesäßt. Als sich die Tür hinter dem Kinde schloß, zitterte sie.

Das Zimmer war, sobald Graziella gegangen, totenstill. Das Schräge hing in den gelben Fenstergardinen. Es roch nach Teekuchen und Provenceöl.

Tante Fritzhchen erhob sich im Rollstuhl und rief:

„Luise, gib mir die Hoffmannstropfen!“

Sie räusperte sich und suchte nach neuen Worten:

„Luise, findest Du nicht, hier ist eine tolle Hitze?“

„Nein, gnädiges Fräulein!“ sagte der Dienstbote.

„Jetzt finde ich's plötzlich hundekalt.“

Tante Fritzhchen hielt aus Schwäche die Stimme hoch und hob und senkte sie nicht mehr bei einzelnen Worten.

Die Worte kamen ohne ihr Wissen. Sie plapperte. — Sie ließ, weil sie wiederum Hitze fühlte, das Fenster öffnen; es trieb sie nach frischer Luft.

Dort, dort, dort rauschte von neuem der Flügelschlag...! Sie fragte:

„Luise, siehst Du vielleicht ein Automobil auf der Straße?“

„Nein, gnädiges Fräulein“, sagte das Mädchen.

Tante Fritzhchen wußte es jetzt. Sie sah den Autoführer grinsend im roten Polster sitzend, den Mantel überm Skelett, die Autobrille am Kopf. Die leeren schrecklichen Augen waren unter der Brille versteckt.

„Ach bitte, schließe doch wieder das Fenster, Luise!“

Das Mädchen gehorchte.

Jetzt zitterten Tante Fritzhchen die Hände, besonders der Daumen.

„Langsam, langsam, will ich abwärts treiben...“

Es surrte in ihren Ohren, ihre Blicke verloren sich. Sie war sehr müde.

Als sie die Augen schloß, um ein Mittagschlafchen zu halten, umgriff ihre Seele dies Bild:

Knaben und Mädchen saßen auf Zäunen, umschlungen, im Alter Graziellas, dahinter lag grünender Spielplatz, der ging auf den Strom. Die feinen Profile der Knaben waren gerötet, die Hälfte der Mädchen lachend zurückgeworfen. Rot durch das Grün aufglühete das Externat. Die Abendsonne versing sich im Waschkleid Graziellas. Wie kühlte der Strom, wie dunkelten schon die Berge! Wie hob sich die Zukunft auf aus den weißen Blusen, den Schultern der Knaben! Gesundheit und kalte Bäder umsprühten die Körper, Rollschuhe sah man, Wadenstrümpfe auf Straßen, vor blauen Villen, Spiele im klingenden Park....

Ein seltsamer Schmerz durchzuckte Tante Fritzhchen und jagte den Schlaf aus ihren bekümmerten Augen.

Man hatte in ihrer Jugend geschlossene Kleider getragen, Tuchkleider, Sommers und Winters, im Frühling, als Kind.... Als Edelfräulein war sie herangewachsen, lächelnd, ins Leben laufend, mit kleinen Füßen und Schuhen. — Dann kam das Pensionat, am Fenster saß traurig das Köpfchen, man übte den Dreiklang ein und hatte das Herz voller Furcht. Wie grausam damals die Kniekehle geübt worden waren; nein, das war häßlich, dabei verweilte sie nicht! Man las die Marlitt und trug den Cul de Paris.... Die Festkleider sparte man für künftiges auf, für künftige Fälle — die nie gekommen waren. —

So rann das Leben einsam dahin und nur eine traurige Sehnsucht blieb schließlich übrig. — Mit Vierzig verarmte sie, ward alt und versteinte, und wurde Erzieherin. In adligen Häusern, bei Kindern, die ebenso weinten, wie sie es früher getan, verbrachte sie ihre Tage, lehrte Englisch, Französisch. — Dann brach sie das Bein beim Fall über eine Trompete, die irgend ein kleiner Aimee oder Eberhard in ihrem Schlafzimmer auf die Erde geworfen. Man tat sie ins Jungfernstift, warf ein Legat für sie aus, sie kam in den Knospenwinkel, fand Frieden.

Tante Fritzhchen wurde unruhig, winkte dem Mädchen zu, das während der Stille im Zimmer durchs Fenster gesehen hatte.

Sie sagte, Luise müsse sie samt dem Rollstuhl hinaus auf die Straße tragen und zwar sofort!

Der Dienstbote starrte sie an, zuckte die Achseln und murmelte in sich hinein:

„Gott hat Sie schon zum Krüppel gemacht, er wird sie noch anders strafen!“

Tante Fritzhchen sagte: „Luise, nur schnell, Du kannst Dir ja Hilfe holen! Nachmittags sind wir zurück.... Jetzt aber zu!“

Kopfschüttelnd ging das Mädchen den Hausmeister rufen. Sie trugen gemeinsam den schweren Rollstuhl die Treppe hinunter.

Berauscht und durstig trank Tante Fritzhchen die feuchte Luft, der sie seit siebzehn Jahren den Leib nicht mehr ausgesetzt hatte. — Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

Ein dunkler glücklicher Wirbel umkreiste ihr Haupt. Laut, fern und grenzenlos war die große, hellgrüne Erde....

Der Rollstuhl fuhr, Tante Fritzhchen niesete zuweilen. Luise sagte der Sitte gemäß: „Das ist wahr!“ — Dann schwiegen beide, kosteten Sonne und Glück. Es roch im Knospenwinkel nach Rinnstein- und Frühlingsluft.

Die Straßen schienen kleiner geworden, so hell war der Frühling: der von den Fensterscheiben zurückgeworfene Glanz!.... Tante Fritzhchen schloß beide Augen, der Mittag blendete sie. Sie ahnte luftgrüne Birken, ganz in der Nähe. Die mußten irgendwo hinter Zäunen grünen....

Ein paar Bekannte sprachen sie an, die mit Kapotthütchen, kleinen Harken, vom Kirchhof gekommen waren und sorgsam nach Hause schritten. Sie lächelte nur....

Tante Fritzhchen fühlte sich leicht und frei. Der Wind betäubte sie; sie mußte wiederum niesen.

Dort, wo der Knospenwinkel die Hauptstraße schnitt, ließ sie halten und ruhte sich aus.

Tante Fritzhens sagte:

„Luise, hier müssen die Kinder kommen, das hat Graziella erzählt; hier wollen wir warten. Hier geht der Weg zum Turnplatz der Mädchen vorüber!“

Sie schwenkte die Arme. Sie gab sich unbekümmert dem Maiwind hin, der leis und stetig durch die Hauptstraße blies. Weitaus griff ihre Seele, schwamm mit dem Strom, ihr verquältes, verkrümmtes Dasein streckte sich auf — im Atem dieses gelinden Windes.

Sie blickte nach der Stelle der Straße, an welcher der Festzug der Mädchen zuerst sich zeigen sollte.

Militärmusik setzte ein, Trommeten- und Beckenkänge, am Ende der Straße sah man den Zug. Tante Fritzhens dachte:

„Da sind schon die Mädchen!“

Erst als der Festzug näher gekommen war, erkannte sie, wie groß die Gestalten waren.

— Sie ragten weit über Tante Fritzhens hinaus, sie waren größer als Luise, das starke Mädchen.... Ja, das war der Beginn des Zuges, die Ältesten; es hatte noch Zeit bis zur Klasse Graziellas, der jüngsten der Schule.

Sie kamen näher in Bluse und blauem Rock, den Halsausschnitt mit Blendersbesatz verziert, in den Augen den gegenwärtigen Frühling. Die Blonden zogen vorüber, mit Haaren wie Weizen bei Mond. Sie trugen wie Frühlingsbäuche ihre Frische in sich fort. Wie Zahnenreihen marschierten sie auf, blau über dem Korn ihrer Söpfe nickten die Schwalben. Primaner ließen mit Photos den Festzug entlang.

Sie hörte mit doppelter Stärke das Brausen des Automobils, zur Seite, zu ihren Häupten, im Rücken und überall.

Doch achtete auch der Festzug auf dieses Geräusch. Das verwunderte Tante Fritzhens! — Die marschierenden Mädchen warfen ihre Blicke nach oben.

Weiß, hoch und licht bestrahlt zog grosslend ein Luftschiff am Himmel dahin. Es senkte

Kühlung vom Aether auf die Gebannte. Tante Fritzhens Augen erquiekten, badeten sich.

Luise starnte gleichfalls nach oben und ließ ihre Hand vom Wagen der alten Dame.

Der Rollstuhl geriet plötzlich ins Fahren und glitt vom Bürgersteig. Er stürzte mit leichtem Krachen auf den Fahrdamm, federte, schlug um, ließ die Räder einige Mal in der Luft hilflos kreisen und lag schließlich mit schutzlosem, sonst verborgen gehaltenem Bauch wie ein verreckter Käfer auf dem Rücken. Tante Fritzhens schrie nur kurz auf, als hätte sie nichts anderes erwartet.

Es war bei der Klasse Graziellas, bei der sie zu Fall gekommen. —

Sie blutete schon. Wie eine Nadel durchstach Zeppelin ihr Gehirn. Sie schlug auf die Seite, das Gebiss entfiel ihrem Munde.

Jetzt erst bemerkten die Kinder den Unfall und machten Halt.

Der Festzug stockte, man mührte sich um die Tote. Zu zweit, zu dritt umstanden die Bachfische Tante Fritzhens.

Die kleinen aus der Klasse Graziellas begannen zu weinen.

„— Ohn-mäch-tig — ist sie.“

Furchtsam, beschützend legte Graziella die Finger auf sie.

Sie starnte auf Tante Fritzhens wie auf ein gestorbenes Tier, mit tränengesättigten Augen, unendliches Staunen im Herzen....

Sie trugen Tante Fritzhens in einen Hausflur, dann kam der Rettungswagen der Sanität. Luise half mit, den geschundenen Körper unterzubringen. —

Graziella warf sich in Siegerstellung. Sie verschwand die Tränen der anderen, gedachte, den Festzug der Mädchen einzuholen, der sich vor wenigen Minuten neu geordnet. — Sie rief wie ein Bube: „Wer wagt es, mir zu folgen?“ — und stürmte mit der Schar der Kinder durch die Straße, zum Turnplatz hin.

Die kleinen Mädchen warfen die Hälse hoch, vergaßen Tante Fritzhens, vom Laufen ergriffen.

Am Abend aber . . .

Am Abend aber kommt dies Traurigsein, von irgendwo, und du weißt nicht woher. Und dringt wie Nebel in die Stuben ein und macht dir deine Träume schwach und schwer.

wie einen Segen auf dich niederregnern . . .

. . . Da sinken dir die Hände in den Schoß, dein Blick wagt nicht den Dingen zu begegnen, und hingegeben, willenslos, lässt du die liebe Linde Traurigkeit

Charles Etienne-Königsberg

Friedrich Nietzsche

Von F r i z K u d n i g

1.

In wild zerklüftetem Felsgestein
ein Wanderer —, mutterseelenallein . . .
hoch recken sich rings des Gebirges gewaltige
Massen,
die mit plumpen Pranken nach ferne fliegenden
Wolken fassen . . .
Hellauf schrillt des tobenden Sturmes Brüllen
und Lachen,
daß die grauen Gräser am Wege aufzucken,
sich zitternd ins Dunkel ducken
und ganz verängstigte Gesichter machen . . .

Der Wanderer hört nicht den Sturm, sieht die
furchtsamen Gräser auch nicht;
eine einzige dunkle Wolke ist sein sinnend Gesicht,
aus der nur zuweilen zuckende Blitze brechen,
wenn die Augen aufflammen, Tränen gebären . . . und
die Lippen leise verzückte Worte sprechen . . .

Und steiler stürmt das Gebirg sich hinan! —
Wo ist der Mensch, der dies Ungeheuer bezwingen
kann . . .?

Der Einsame klimmt . . . klimmt, keucht und stöhnt —,
der Sturmwind höhnt . . .
Schon sind des Wanderers Füße wund,
doch kein Laut quillt aus seinem fest verbissenen Mund.

Jetzt krallt er knirschend die Nägel ins blutige
Gestein —; zermürbte Felsen stürzen zu Tal mit Poltern
und Schrei'n,
töten Tiere . . . und töten Menschen . . . Der
Wanderer droben lacht auf:

Wollt ihr im Tal nicht sterben —, wohl an, so
kommt heraus!

Kommt, kämpft euch herauf aus der Erde
sumpfigem Grund,
kommt, reißt euch, wie ich, eure Leiber am Fels-
gestein wund,
doch fühlt, wie die Seele immer prächtiger blüht,
je näher der Himmel, die Sonne über ihr glüht! —

Wie im Traum hat der Wanderer den höchsten
Gipfel erklimmen . . .

Wie klein die Welt da drunter! Verachtung
will über ihn kommen . . .

Da . . . sieht er die Sonne, recht sehrend die
Arme empor:

Gott, reiß mich hinauf in dein leuchtendes
Sonnenstor.

Die Erde dort unten war mir zu klein . . . und
gemein . . .

Teil mit mir den Himmel! Laß mich dir Bruder
sein!! — —

Er brennt in Inbrunst . . . Gott — gibt —
keinen — Laut — — —

Die Sonne nur lächelt . . . Verächtlich . . . ?! — —

Dem Einsamen graut . . .

Wo bist du, Gott?!! — — Ein geheiztes,
weidwundes Wild —

stürzt er, die Stirn auf die Felsen schlagend . . .

Sein Herzblut quillt

2.

Von Gott und der Welt verlassen,
mit blutender Seele zwischen Himmel und Erde
taumeln,
fand er sich selbst . . .

Rings ragten grausige Gletscher: eiskalte Ein-
samkeit stand totenbleich, starrstirnig, mit steinernen
Augen. —

Sie schreckte nicht mehr:
Seine Seele hatte die Wirknis der Weltüberwunden,
hatte den Gott ihrer brennenden Sehnsucht tief
in sich selbst gefunden;
nun blühte sie wunderbar troß Eis und Schnee,
überblühte hoch sein unmenschliches Gott-Sucher-
Weh. —

Und Früchte wuchsen, leuchtend und schwer wie
Gold . . .

Der Einsame pflückte sie, schauernd, mit trunkenen
Händen
und warf sie, selig verzückt, gleich funkeln den
Bränden
zur druntern dumpf dämmernden Erde hinunter,
die Welt zu erlösen
von allem Dunklen und Bösen . . .

Die Menschen aber, stumpf von des Lebens Fron,
fressende Gier nach blankem Gold nur im Herzen
griffen wohl nach den wie Herzen
leuchtenden Früchten . . . ; doch da die nur fun-
kelndes Eis
aus eines einsamen Geistes furchtbar getürmten
Gebirgen,
warfen sie schwiegenden Hohn
auf den großen, gottgütigen Menschensohn. — — —

3.

Mit flatterndem Haar in todbleichem Gesicht
ein Mensch aus dornigem Dickicht bricht:
Früchte . . . in zitternden Händen . . .

Sein nackter Leib ist tausendsach wund,
eine einzige Wunde ist sein Mund:
zerfressen von feurigen Bränden . . .

Seine Stimme, früher von Wundern voll,
gellt schaurig ins Weite, von Wahnsinn toll;
die Augen grell fliegende Funken:
Ein Mensch, von unmenschlichem Wollen verwirrt,
ein Gott, der in der Menschheit verirrt . . .
eine Sonne, in Nacht versunken . . .

4.

Hochauf in des Nachthimmels samtenes Blau
ragt, weithin leuchtend, ein Wunderbau
aus funkeln den Edelsteinen.

Die Fenster schau'n steil in die Ewigkeit,
die Türen sind breit und öffnen sich weit
in die Zeit: zu den Menschen, den kleinen. —
Die rauschen, ein dunkler Sehnsuchtsstrom,
hinein in den leuchtenden Gottesdom,
die Hände zum Himmel erhoben.

Und aus den brünstig Betenden brichts
wie Wirbelstrom aufbrandenden Lichts:
Danklied dem Toten da droben

Königsbergs E. T. A. Hoffmann-Ehrung

Von Regiomontanus

Das haus Französische Straße 25 in Königsberg war bis vor kurzem ein Wohn- und Geschäftshaus wie andere mehr, das seit bald 150 Jahren in langer Zeile stand und ziemlich gleichgültig Geschlechter kommen und gehen sah. Da machte eines Tages ein die Archive durchstöbernder Gelehrter die überraschende Entdeckung, daß in diesem Hause Königsbergs größter Dichter geboren ist — der „Geistenster Hoffmann“, den man ehemals wohl für einen absonderlichen Kauz, für einen halbtollen Romantiker hielt, neuerdings aber für einen der merkwürdigsten, künstlerisch begabtesten und ursprünglichsten deutschen Geister angesehen geneigt ist. Nun war es um die hundertjährige Dorntöschensruhe des Hauses geschehen! Die größte literarisch-künstlerische Vereinigung der Stadt, der Goethebund Königsberg, der seit einem Vierteljahrhundert auf dem Posten ist, wo es alte, neue und neueste Poeten zu

ehren gilt, leitete sofort zur Beschaffung eines bronzenen Ehrenmals eine Geldsammlung ein, und der am 25. Juni 1922 bevorstehende hundertste Todestag E. T. A. Hoffmanns sorgte für die passende äußere Gelegenheit. Die Werbezettel flatterten in alle Welt — sogar bis in die neue Welt der Vereinigten Staaten; darunter standen u. a. die gewichtigen Namen der Ehrenmitglieder des Goethebundes: Arno Holz, Käthe Kollwitz, Louis Corinth, Hermann Sudermann, Georg Reicke u. a. Als man sah, daß die

Werbung Erfolg hatte, wurde Professor Stanislaus Cauer, der den Goethebund und die Stadt schon mit einer Heinrich v. Kleist-Tafel beschenkt hat, mit der Ausführung des Gedächtnismals beauftragt; er schuf ein Bronzemedallion, das im oberen Felde den Kopf des Dichters und darunter die Inschrift trägt: „In diesem Hause wurde E. T. A. Hoffmann geboren, 24. 1. 1776.“ Cauer war bemüht, im Antlitz des Dichters all das Unruhvolle, Sprühende, Egzentrise auszudrücken, das für den „tollen“ Hoffmann charakteristisch ist und erst kürzlich an dieser Stelle treffende Würdigung erfahren hat (s. „Ostdeutsche Monatshefte“ IV, S. 179, III. Jahrgang).

Der 25. Juni fiel gerade auf einen Sonntag. Die Leitung des Goethebundes hatte den Mut und den Geschmack, die Festversammlung nicht nach einem beliebigen Prunksaal zu berufen, sondern sich ein paar Privaträume des Geburtshauses



Die auf Veranlassung des Königsberger Goethebundes von Stanislaus Cauer geschaffene Gedenktafel an E. T. A. Hoffmanns Geburtshaus

für die Feier auszubitten, vielleicht just dieselben, in denen der kleine Hoffmann das Licht der Welt erblickt hat. Die Katheder verschwand fast unter Blumen und Girlanden, und über die Schulter blickte dem jeweiligen Redner das bissig-geistreiche, ironisch-verträumte Antlitz des Gefeierten aus der Büste Dr. Bukaufers, der an diesem Kopf zum Bildhauer wurde. Der erste Vorsitzende des Goethebundes, Dr. Ludwig Goldstein, begrüßte die zahlreichen Gäste, sowohl ergebene Hoff-

mannfreunde wie offizielle Vertreter der Behörden, und erläuterte, wie enge die Beziehungen des bisher nur allzu wenig geehrten Dichters zu seiner Geburtsstadt seien: Kein Zweifel, daß er seine Liebe zur Musik hier schon von Kindesbeinen an empfangen habe; kein Zweifel, daß die ihrer abgesprengten Lage und geistigen Inzucht wegen immer an Sonderlingen reiche Pregelsstadt ihm manche Anregung zu jenen verwunderlichen, geisterhaften Gestalten bot, die durch seine ganze Dichtung sprühen. So sehr aber Hoffmann in seiner Heimat wurzelt, — in seinen Wipfeln gehört er der Welt! Wie hoch seine Beliebtheit und Wertschätzung auch bei ganz anders gearteten Völkern steigen kann, hat in einer schönen Studie des Königsberger Professor Thurau aufgedeckt: danach haben namhafte französische Kritiker unseren Landsmann in einem Atem genannt mit Diderot, Cervantes, Boccaccio, selbst mit — Homer, und, blind gegen Hoffmanns Schwächen, haben sie den Tadel eines Goethe oder Jean Paul nur für kurzfristige oder böswillige Verkennung gehalten. — Dann hielt der Allenstein-

Münchener Schriftsteller Dr. Walther Härtig, Hoffmanns jüngster Dichter-Biograph, die eigentliche Festrede — ein Loblied auf den Geist des Ostens, einen Hymnus auf den Mann, dem die ernste Feierstunde galt. Er nannte Hoffmann einen fast modernen Vorkämpfer gegen mechanistische Weltanschauung, ein Prototyp des fühlenden, empfindenden Menschen; einen Propheten des romantisch-musikalischen Gefühls und zugleich einen Verkünder der deutschen klassischen Musik — die für ihn nicht nur Musik im engeren Sinne war, sondern Symbol all des Unaussprechlichen, das mit Verstand und Logik, mit Formeln und Beweisen nicht zu erfassen ist. — Oberbürgermeister Dr. Lohmeyer übernahm das kleine Kunstwerk Taurers in die Obhut der Stadt. Und als nun die Gäste das alte Haus verließen — vielen wird es als Unterkunft von Ferd. Beyers Buchhandlung bekannt sein —, blickten alle zum Mittelstock empor, wo der alte Dichterkopf in neuer Fassung erstaunt-neugierig auf den Lärm der Gasse herabblickte....

C. E. A. Hoffmanns Jugendzeit

Von Richard von Schaukal*)

Aus seiner ostpreußischen Heimat ist der Dichter des „Goldnen Topf“ nicht zu bestimmen. Das Land, das der deutsche Orden einst erstritten hatte, ist von einer bunten Menge von Völkerschaften zu seiner tüchtigen Rasse gediehen. Gottsched, Scheffner, Hamann, Hippel, Kant, Herder sind ebensoviele starke Einzelne, die nur Gewaltsamkeit auf einen gemeinsamen Nenner brächte.

Dass unter Hoffmanns Vorfahren, Pastoren und Juristen, sich Polen (Bajieński) und Ungarn (Vöteri) befunden haben, mag zu Kominationen anregen: Tatsache sind seine auffallende Kleinheit, das schwarze, buschige Haar, die „südliche Heftigkeit“ seines Temperaments. Er war der dritte Sohn einer unglückseligen Verbindung, vier Jahre alt, als seine Eltern, der Justiz-Kommissar Christoph Ludwig Hoffmann, ein Pfarrerssohn, und dessen Cousine,

Lovisa Albertine, die Tochter des Königsberger Hofgerichtsadvokaten Johann Jakob Dörffer, nach zwölfjähriger Ehe auseinander gingen. Ernst Theodor Wilhelm, am 24. Januar 1776 geboren, blieb bei der kränklichen Mutter, die in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt war. Aber weder sie noch die verwitwete Großmutter Dörffer-Vöteri, deren stattliche Erscheinung und peinliche Ordnungsliebe Ernst Theodors Freund und wichtigster Biograph Theodor von Hippel hervorhebt, haben sich der Erziehung des fröhreisnen und lebhaften Kindes gewidmet; die blieb einem unverheirateten Onkel, Otto Wilhelm, und der Tante Johanna Sophie Dörffer, einer „geistreichen, achtungswerten alten Jungfer“ überlassen. Dem „Oweh-Onkel“, einem ausschließlich „diätetisch geordneten Vegetation“ gewidmeten Pedanten, den obwohl er, ein Vierziger, als Justizrat verabschiedet war, die Konistorialrätin immer noch nicht als Mann wollte gelten lassen, hat der überlegene Neffe, an ihn als Stubengenosse gefesselt, manchen bösen Streich gespielt. Um so inniger hing er an der herzlichen Tante Sophie,

*) Aus dem Amalthea-Verlag (Zürich-Leipzig-Wien) erscheinenden neuen Werke Richard von Schaukals über den Dichter, dem er querl 1905 („Die Dichtung“ Bd. XII) ein Buch gewidmet hatte, (Bal. auch die Einleitung Schaukals zu den „Ausgewählten Werken“, Leipzig, Mag. Hoffe 1908, und den ersten Band der kritisch erneuerten „Märchen“ Hoffmanns, die Sch. im Wegewer-Verlag, Berlin 1920, herausgegeben hat).

zumal nach dem frühen Tod einer jüngeren, die er als „Tante Füßchen“ in seinem „Kreisler“ verherrlicht. Ihre holde Erscheinung im „grün-taftnen Kleide mit rosfarbenen Schleifen“, lebt in der dankbaren Erinnerung des Mannes. Die Fee Rosabelverde, die den armfältigen Krüppel „Klein Zaches“, auch einen von der Mutter vernachlässigten Knaben mild auf den Schoß zieht, trägt ihre verklärten Züge. Der frühe Tod der „anmuthigen Person“, ein Ereignis, das den tiefsten Eindruck auf den kleinen Ernst gemacht hat, beraubte das Kind des einzigen Gegenstandes einer Tärtlichkeit, die sich nunmehr in sein Innerstes zurückzieht. „Meine Jugendzeit“, klagt Kreisler, „gleicht einer düren Haide ohne Blüthen und Blumen, Geist und Gemüt erschlaffend im trostlosen Einerlei.“ Das Haus der Großmutter, dessen kleiner Garten mit dem „großen blühenden Apfelbaum“ dem sonst nicht eben der Natur bedürftigen Dichter als ein süßes traumhaftes Erlebnis vor der Seele steht, beherbergt eine Wahnsinnige; es ist die Mutter von Zacharias Werner, die sich für die Mutter des Heilandes hält. Im „öden haus“ mögen Erinnerungen an die unheimliche Nachbarschaft aufleben. Liebenswürdiger ist das Geheimnis einer anderen, der des „Fräuleinstifts“, das an die Gartenmauer stieß. Das „Stiftsfräulein von Rosengrünschön“ wird hier seine poetische Heimat haben.... In die Einsamkeit des seelisch Verwaisten bringen die seltsamen Konzerte Abwechslung, die die Familie mit Regelmäßigkeiten pflegt. In sein „Sonntagsröckchen geknöpft“, sitzt der Kleine auf einem hohen Stuhl neben der Mutter und muß zuhören, ohne sich zu rühren. Aber „die besonderen Grimassen und komischen Bewegungen der Spieler“ ergötzten das phantasievolle Kind, dessen lebhafte Beobachtungsgabe die „skurrile“ Umgebung weckt. Ein „großer ansehnlicher Mann“ in geistlicher Kleidung entlockt ihm durch sein Spiel auf der viola d'amore reichliche Tränen, ein anderer Verwandter lässt sich „gar angenehm und verlockend“ auf der viola di gamba vernehmen und Onkel Otto „handthiert mit barbarischer Virtuosität“ sicher und selbstbewußt das Spinetto. Und so ist es denn gar nicht zu verwundern, daß in dem Innern Kreisler-Hoffmanns „durch tausend Adern und Aedern lauter musikalisches Blut läuft“, zumal, da schon der Vater, der in diesem Falle im Gegensatz zu der sonst bei Künstlern Menschen geläufigen Aufgabe der Mutter das geniale Element vertritt, selbst sehr musikalisch, freilich

wie überhaupt im Leben, nicht sehr taktfest gewesen sein muß. Mit Strenge ward der Knabe von dem Oheim, der ihn „im übrigen der Willkür der Hauslehrer überließ“, die Musik zu treiben angehalten, aber erst nach ein paar Jahren regte sich in ihm, der bisher geradezu als „ein durchaus unmusikalisches Prinzip“ gelosten hatte, „der musikalische Geist so mächtig, daß er alles übrige überflügelte.“ Bald spielte Ernst — denn Kreislers wundervoll erzählte Jugendgeschichte ist ja wohl die nur im Unwesentlichen leicht veränderte des Dichters — „mehrere Instrumente mit einiger Virtuosität“, ja er hat sogar „zur Zufriedenheit der Meister und Kenner manches kleine Stück aufgesetzt“. Den größten Einfluß aber auf die musikalische Selbstbestimmung des Frühreiften übte ein Mann, der, wie ihn wenigstens der Kater Murr in seinen „Lebensansichten“ schildert, die grotesken Erfahrungen von Hoffmanns musikalischen Verwandten an Eigenart weit hinter sich muß gelassen haben, denn der Kater will „keine Gestalt, die ihm gleich oder auch nur ähnlich zu nennen“, jemals wieder erblickt haben. Der kleine hagere Mann, der als Meister Abraham Liscov, wie ihn die Biographie Kreislers uns vorführt, erfältlichermaßen Züge von Hoffmanns eigenem Auftreten und innerem Wesen mit den Elementen porträthaftlicher Schilderung eines Unverlierbaren vereinigt, war der „alte eigenfinnige Organist“ Podbielski, dessen unwirschtes Benehmen die packende Art, wie er gelegentlich „einen wackeren Saß, vorzüglich von dem alten Sebastian Bach, in seiner starken Manier“, gleich „einer geisterhaften grauslichen Erzählung“ spielte, bei dem empfänglichen Schüler immer wieder ins Gleiche setzte.

Mit zwölf Jahren hat das Wunderkind durch Phantasieren auf dem Klavier Aufsehen erregt. In der „Fermate“, im „Musikfeind“, sind die Erinnerungen gestaltet, die Kreislers Selbstschilderung und Hippels knappe Charakteristik von Hoffmanns Jugend ergänzen. Hippel, der Sohn eines armen Landpfarrers, war mit dem gleichaltrigen Ernst Theodor als Zehnjähriger zusammengetroffen und die Knaben haben einander fürs Leben gefunden. Da späterhin Hoffmann im Lateinischen und Griechischen einigermaßen zurückgeblieben war, kam auf den Rat des trefflichen Rektors der deutsch-reformierten Schule, Wannowski, der leichter fassende Klassengenossen als „Repetent und Mentor“ in das ungästliche Haus, und nun begannt statt der verabredeten Lehrstunden in Abwesenheit des

„dicken Sir“ ein tollphantastisches Treiben, das in unbarmherziger „Mystifikation“ des harmlosen Oheims seine Höhepunkte fand. Aber mit zunehmender Reife gelangte Ernst auch in der Schule zu Ansehen. „Die Lebendigkeit der Darstellung in seinen Arbeiten gefiel.“ Dazu macht Hippel eine Anmerkung, die ein scharfes Licht auf den erwachsenen Freund wirft: „Von seinen Mitschülern war er wenig geliebt, denn sein Witz war ihre Geisel“. Erwähnen wir noch, daß Wieglebs „Natürliche Magie“ ein Lieblingsbuch, das Hoffmann durchs Leben begleitet und seiner Neigung zu mechanischen Kunststücken gemäß, seine Schriften befruchtet, in diesen Knabenjahren Winter über bereits seine Rolle spielt, und daß schon früh sich seine Neigung kundgibt, „jede auffallende Gestalt, jede Possierlichkeit als Karikatur zu bezeichnen“ — er hat auch dieses sein drittes Talent, das schwächste, als Knabe emsig geübt und sich darin zumal als „sauber und korrekt“ erwiesen — so haben wir alle Elemente beisammen, die Temperament und Begabung des jungen Menschen bestimmen. Daß ihn im sechzehnten Jahre eine unerwiderte Liebe zu einem blühenden Mädchen heftig erfaßte, wäre kaum bemerkenswert, wenn der Freund nicht zu seinem Bericht einen Auspruch des Verliebten anführte, der die ganze Leidenschaftlichkeit von Hoffmanns stets geradeaus gerichtetem Wesen veranschaulicht: „Da ich sie einmal nicht durch die Annehmlichkeit meines Außerheren interessieren kann, so wollt ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre, damit ich ihr auffiele, damit sie mich wenigstens ansähe.“ Vergleicht man damit die Charakteristik, die Hoffmann im Kreisler von Abraham Liscov entwirft, und die nebst durchdringendem Verstand und tiefem Gemüt „eine ungewöhnliche Eregbarkeit des Geistes“ hervorhebt, so ergibt sich aus diesem Spiegel ein eindeutiges Bild des Jünglings, der, die „Notwendigkeit der eigenen bizarren Erscheinung“ ebenso deutlich empfand, wie er, gleich seinem Meister, „das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es ins Leben zu rufen“, schon damals an sich mag festgestellt haben. Und ob nun „der wunderliche Orgelbauer“, eine der fesselndsten Schöpfungen des Dichters, oder ein anderer „den Keim des tieferen Humors, der in des Knaben Innern lag“, „zu hegen und zu pflegen“ sich hat angeleget sein lassen, jedenfalls gedieb dieser Keim, durch die Umgebung begünstigt, sattsam in dem fruchtbaren Erdreich einer wahrhaft vulkanischen Seele.

Merkwürdig bleibt es, daß neben diesem, von den Seinen überhaupt, mit Ausnahme der Tante Sophie, kaum geahnten genialen Kinde die Mutter, „ein Bild der Schwäche und des Gemütskummers“, „in krankhaftem Zustande nur vegetierte“. „Was hat mir das Geschick für Verwandte gegeben!“ ruft einmal geradezu verzweifelt der Einsame. Aus diesem Gefühl heraus entwickelt sich in Hoffmann, der das Bedürfnis nach hingebender Mitteilung durch die ihm unangemessene Umgebung so lange Zeit in sich hatte gehemmt sehen müssen, ein an Leidenschaft stetig wachsendes Freundschaftsempfinden. Theodor v. Hippel bezog mit 15 Jahren die Universität, Ernst erst ein Jahr später (1792). Jener trat in den Staatsdienst an der „Regierung“, dem Obergericht, in Marienwerder, dieser im selben Jahr (1795) an der Königsberger Regierung. Bald aber trennten sich die Wege der Freunde: Hippel, der das von seinem berühmten Oheim für die Familie geschaffene Siedekommiss Leistenau als Majorats herr übernahm, schied aus dem Staatsdienst und verheiratete sich, Hoffmann aber hatte, ungleich dem vom Geschick scheinbar auf die sichere Höhe getragenen Freund, den ersten heftigen Ansturm seines Schicksals zu überstehen, „er hatte ein Herz gewonnen, das er sein nennen und doch nicht besitzen durfte.“ Es war eine reizende junge Frau, Dora hatt, fast noch ein Kind an einen Fünfzigjährigen gefesselt, den sie verachtete. Hoffmann, der die neun Jahre ältere in der Musik unterrichtete, trank in vollen Zügen „den Becher der höchsten Lust der Liebe“, aber das Bewußtsein des Misverhältnisses brachte „eine Zerrissenheit in seine Seele, deren Wunden bis an seinen Tod noch kenntlich waren.“ So urteilt Hippel über ein Erlebnis, das den Jugendlichen schnell und über seine Jahre hinaus gereift hat. Es hat sich in anderer Tonart dem Manne wiederholt in Julia Marc, die eben in dem Jahre geboren ward, als Hoffmann „in einer Art Betäubung oder Rausch“ sich durch die Flucht Beziehungen entzog, denen er zu unterliegen fürchtete. 1796 verläßt er Königsberg, um in Groß-Glogau bei einem Oheim, seinem Paten, dem Regierungs- und Konistorialrat Johann Ludwig Dörrfer, nach dem Beschluß der Familie, der diesmal eigenen Wünschen wenigstens nicht geradezu widersprach, seinem zerrütteten Dasein wieder einigen Halt zu gewinnen. Er hat sich damals, von der Lektüre hingerissen, dem Don Carlos verglichen. Die Glogauer Jahre, so einförmig der Auf-

enthalt bei den „durch seine gesellige Bildung ausgezeichneten“ Verwandten verlief, sind für ihn fördersam gewesen. An dem Maler Molinari fand er eine Zeit lang einen Umgang, der seiner Phantasie „neuen Schwung“ gab; ein Mensch, „gebaut wie der Vatikanische Apoll“, mit dem Kopf eines Hiesko, dessen „Werke der Feuer Geist des Italiäners belebte“. Er vergleicht sich ihm: „beide Kinder des Unglücks — beide verdorben vom Schicksal und sich selbst.“ In den „Elixieren“ taucht die dämonische Erscheinung auf. Auch die „Jesuiterkirche in G.“ verknüpft die Erinnerung an den exzentrischen Einfall des Juristen, sich am Ausmalen der Kirche zu beteiligen, mit der Erzählung von den abenteuerlichen Schicksalen eines an Molinari gehmahnenden Künstlers. Wichtiger ist die Bekanntschaft mit dem Musiker Johannes Hampe der als Johannes Kreisler dem Freunde die Unsterblichkeit dankt. Denn Kreisler, in dem sich Hoffmann in Bamberg zunächst eine bequeme Maske schuf, darin mit bitterem Humor seine „musikalischen Leiden“ vorzutragen, trägt wohl außer dem Namen in ununterscheidbarer Mischung mit denen Franz von Holbeins die äußerer Züge des durch und durch von Musik erfüllten Freundes. Da Hoffmann in seinem Hauptwerk*) wie in manchem früheren sein von ihm selbst schon von Jugend auf beobachtetes Wesen in zweifacher Verkörperung darstellt (wie ja auch die Geliebte hier in Dur und Moll, in südlicher Sinnlichkeit und in deutscher Jungfräulichkeit, gestaltet ist), hat er Kreisler, der bis dahin sozusagen noch keine äußerer Formen besessen hatte, sondern von Innen heraus seinen Schöpfer aussprach, eine der eigenen bizarren Häflichkeit wie das Ideal der Wirklichkeit gegenüberstehende Erscheinung verliehen, die keineswegs erfunden ist.

Endlich hat er, der bei einem Besuch in Königsberg „Cora“ wiedergesehen und den Traum einer dauernden Verbindung mit der nur für ihn Lebenden „nicht den Mut aufbrachte in die Wirklichkeit überzuführen“, müde und gelangweilt „mit der Vergangenheit ganz abgerechnet“ und sich mit seiner Kusine Minna Dörffer verlobt (1798). Kurz darauf legte er die Referendar-Prüfung ab. Die Resignation, die den vermeintlicher Weise endgültigen Eintritt in ein ebenes bürgerliches Leben bedingt hatte, hielt nicht lange vor. Die

Verlobung ist später von Posen aus zurückgegangen. Aber auch sie hat als ein für den Dichter mehr als bloß merkwürdiges, ja geradezu als entscheidendes Ereignis gewirkt. Veronika im „Goldnen Topf“ und Albertine Voßwinkel in der „Brautwahl“, von andern beiläufigen blässern Gestalten abgesehen, wiederholten es nicht nur auf das Anschaulichste, sondern versinnbildlichen bedeutsam eine für Hoffmanns Künstlerethik ausschlaggebende Idee, die anmutige Belanglosigkeit der irdischen Liebe, die zur bürgerlichen Ehe führt. Aber erst die Julia-Tragödie des Sechzunddreißigjährigen hat die wundervolle Vorstellung von der „Liebe des Künstlers“ gezeitigt, während die zweite der für Hoffmanns Schaffen grundlegenden Anschauung, die des reinen Jünglings, dem sich die höhere Welt erschließt, jedenfalls ihre Wurzeln in den Jugendfreundschaften (Hippel, Hampe) hat und der idealisierenden Kraft seiner eigenen Freundschafts-eidenschaft ihre dichterische überzeugende Macht dankt.

An der Schwelle der nunmehr im Ablauf auf die Gründung eines eigenen Hauses standes energisch einsetzenden Berufsbeteiligung hat der in drei Künsten Dilettierende — zwei von Schillers „Geisterseher“ und Großes „Genius“ beeinflusste Romane aus dem Jahre 1795 sind verloren gegangen — zum erstenmal den „reisenden Enthusiasten“, eine seiner liebenswürdigsten Verwandlungen, wirklich vorstellen dürfen: er hat das Riesengebirge und Dresden kennen gelernt, die Natur und die große Kunst trunken in sich aufgenommen. Dann genoß er in Berlin, wohin er dem dahin berufenen Oheim gefolgt war, bunte Geselligkeit, bürgerliches Welttreiben und den künstlichen Zauber des Theaters. Eine neue merkwürdige Freundschaft ist der dauernde Gewinn der zerstreuten Übergangsepochen, die zu Franz von Holbein, den er zwölf Jahre später in Bamberg wiederfinden sollte. Er besteht mit Hippel gemeinsam das Aufforexamen und wird der Regierung in Posen zugeteilt, 1800. Die Jugendentwicklung ist abgeschlossen. Hoffmann, den wir aus den herzlich-unmittelbaren Briefen an Hippel*) als einen innigen, schwärmerischen, melancholischen, zu Seiten ironisch-satirischen, hochbegabten, aber in sich selbst noch unklaren Menschen kennen gelernt haben, tritt uns nunmehr als selbstständig-übermütlig sein Lebensschifflein steuern-

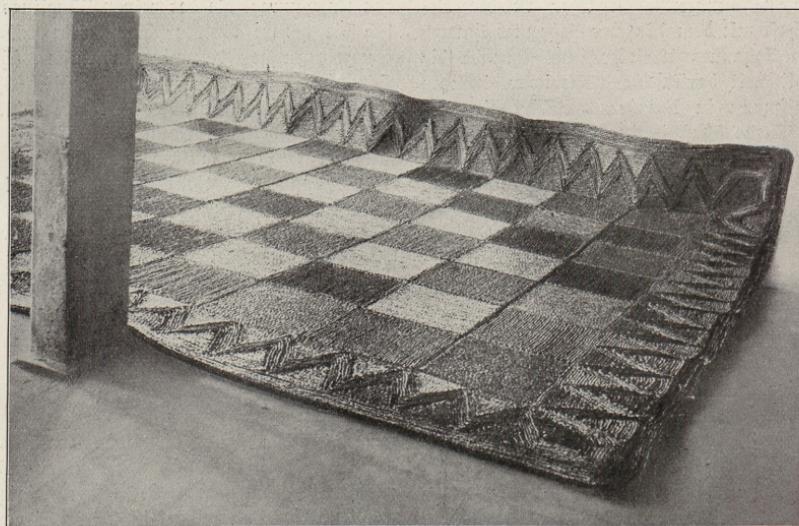
*) Das Kreislerbuch, Zeile, Kompositionen und Bilder von G. T. A. Hoffmann, zusammengestellt von Hans von Müller. Infra-Verlag Leipzig 1903.

**) Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundschaft. Zusammengestellt von Hans von Müller (Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr, 1. Band). Berlin 1912, Verlag von Gebrüder Paetz.

der Mann entgegen; alle Weichheit schwindet aus seinem Gehabén; der Hoffmann seit 1800 ist, mag ihn auch bei wiederholtem Scheitern sehnlich gehegter Pläne verzweifelte Stimmung packen und eine Strecke lang hinschleifen, schon der Meister des Lebens, als den wir den mutigsten aller deutschen Dichter bewundernd hochachten.

Nachgetragen seien drei Todesfälle, die jeder anders auf den bei aller Anschlußfähigkeit innerlich immer wieder Vereinsamenden gewirkt haben. Der des verehrten Großonkels Vöteri, dessen prächtige Gestalt, „ein Heros der alten Zeit“, den ersten Teil des von früher „Cora“ Hatt-Stimmung erfüllten „Majorats“ mit

kräftigen Grundtönen durchstreitet; der der Mutter, ein unheimlicher Eindruck, namentlich durch die fast gleichgültige Gelassenheit, die ihn vermerkt; der des Vaters, der wehmütig nachhallt: Die Liebe zu einem unerlebten Ideal erschafft den unbekannten Verlorenen zum Gewinn eines den Jünglingsreisetritt ins Leben beschwerenden Verlustes. Sanft leuchtet über allen Wirrissen und erlahmenden Auffchwüngen eines gehemmten Daseins der Stern der Freundschaft: die Zeit Königsberg, Posen, Berlin trägt in verzogenen Rokokolinien — denn ihre Instrumentierung ist achtzehntes Jahrhundert: Rousseau, Werther, Schiller, Bundesroman — den Namen Hippel.



30 qm großer Binsenteppich

Eine neue Industrie Ostpreußens

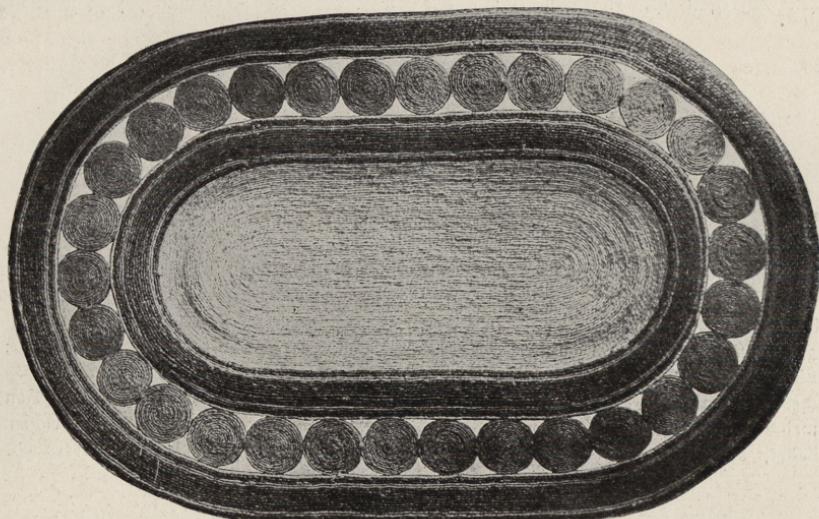
Von Herbert Burjan

Die Binsen-Industrie ist im Westen Deutschlands Jahrzehnte alt und der niederfälzische Bauer hat seit Jahrhunderten seine Stuhlsitze mit Binsen beslochten und sich damit den dauerhaftesten Stuhlsitz geschaffen, an dem er auch heute noch festhält. In Niedersachsen, in dem Malerdorf Worpswede, wurde diesem Stuhlsitz von Künstlern die verdiente Achtung geschenkt, so daß bald der „Worpsweder Stuhl“ ein beliebter Artikel des Großhandels wurde. Aehn-

lich erging es den gleichfalls aus Binsen in verschiedener Art hergestellten „Worpsweder Matten“. Sie wurden in lustigen kräftigen Farben hergestellt und waren wegen ihres künstgewerblichen Charakters und ihrer Wohlfeltheit ein beliebter Bodenbelag moderner Wohnungen. Die Kriegszeit brachte, wie in anderen Industrien, auch hier einen Stillstand, der anfangs wegen Unterbleibens der mühsamen Binsenernte beharrlich schien, dann aber um so

schneller gehoben wurde, als die Stoffteppiche in rasendem Tempo zu unerschwinglicher Höhe eilten; denn der Binsenteppich hat sich als vollkommener Erfolg für den teuren Stoffteppich bewährt und hat den großen Vorzug, daß er, wie kein anderer Bodenbelag, warm hält vermöge der eigenartigen Beschaffenheit der Binse.

Tilsiter Mattenslechterei Nachahmung in Insterburg und Königsberg mit mehr oder weniger Erfolg gefunden hat, regt sich das Interesse auch in Ostpreußen, aber noch ist der Westen das Hauptabsatzgebiet. Die Mattenslechterei in Tilsit hat ihre gesetzlich geschützten Muster (wie nebenstehende Abbildungen) speziell nach Berlin



Binsenmatte mit buntfarbigem Rand

Die Binse besteht nämlich aus unzähligen Lufzellen und bildet als Geslecht eine starke Isolierungsschicht gegen Kälte. Im Jahre 1918 erkannte der Maler B., daß Ostpreußen das Land der Binse ist, und gründete mit bescheidenen Mitteln in Tilsit eine Binsenmatten-Slechterei, die sich bis heute zu einem ansehnlichen Betrieb entwickelt hat. Trotz wiederholter Schaustellung der Fabrikate und Ausstellung z. B. auf der Ostmesse in Königsberg gelang die Einführung der Binsenfabrikate sehr schlecht dank der alten Regel: „Wat de Buer nich kennt, dat fritt er nich“. Als Absatzgebiet kam lediglich der Westen des Reiches in Frage. Erst in letzter Zeit, nachdem die



Hocker mit Binsensitz

und Leipzig, dann nach dem Rheinland und weiter nach der Schweiz, nach Dänemark und Holland geliefert, und dieses darf wohl als Zeichen dafür gelten, daß die Kunden im fernen Westen ein gleich gutes und wohlfeiles Fabrikat nicht aus ihrer Nähe beziehen können. Dies allerdings wird den nicht Wunder nehmen, der die ungeheuren Binsenbestände in Ostpreußen kennt und weiß, daß die Binsenerne richtig angefaßt — hier keine Schwierigkeiten machen kann. Das Tilsiter

Unternehmen, die gerichtlich eingetragene Firma „Bins“, krankt leider daran, daß es sich in zu engen Grenzen hält und nicht einmal in der Lage ist, den zahlreichen Aufträgen aus

dem Westen gerecht zu werden. Da der Inhaber und Leiter der Firma aus künstlerischen Neigungen in Kürze zum Westen zurückkehrt, liegt die Gefahr vor, daß dieser Betrieb in falsche Hände gerät und dem Einschlafen anheimfällt. In der bescheidenen Stadt fehlen leider die Kreise, die erkennen, daß in der Verwertung der Binse eine Industrie im Entstehen begriffen ist, die zum Wohle der

ganzen Provinz einmal erheblich beitragen wird. Denn die Haff-Binse ist nicht allein für obige Zwecke verwendbar und als die vorzüglichste Flechbinse gelobt, sondern sie ist zusammen mit den übrigen in ihrer Gemeinschaft wachsenden Schilfsorten ein Bodenerzeugnis, das neuerdings zur Papierfabrikation, zur Herstellung von Futtermitteln, Zucker, Branntwein usw. verwertet wird und sehr gesucht ist.



Sizilianen

Von Gertrud Liebisch

Mein Meer

Ich höre oft im Traum das wehe Stöhnen,
mit dem mein Meer den heimatstrand umschlang,
Choräle aus der Silberorgel dröhnen
als des befreiten Kämpfers Lob und Dank;
denn wie sich über Wogensturz und -Krönen
landtuchend sonnenwärts die Möve schwang,
kreist meine Sehnsucht um die wilden, schönen
Sturmlieder, die mir einst die Ostsee sang. —

Ausflug

Gedränge. Hitze. Frohe Sonntagsmienen.
Staub. Schirme. Tücher. Taschen mit Proviant.
Scheiben geklirre, flatternde Gardinen.
Vorüber dreht sich Dorf und Wiesenrand;
Kleeäcker duften und ein Held Lupinen.
Der Wald reckt grüßend seine grüne Hand.
Die breite Roggenflur glänzt sonnbeschienen
und dort die See, ein blaues Silberband.

Bäume am Morgen

Sie, die sonst rauschend ihren Schöpfer loben,
stehn still, als wagten sie zu atmen nicht;
nur ihre Arme recken sie nach oben,
sehnüchtig tastend nach dem Himmelslicht.
Die frommen Beter, die das Haupt erhoben
in stummem Flehn zu Gottes Angesicht,
erschauern tief — und stehen glanzumwohen,
weil über sie der Herr den Segen spricht.

Schummerstündchen

Und nun — im Schaukelstuhl die Glieder dehnen.
Wie traulich ist ein Schummerstundenchwätzchen
und wie beschaulich das Im-Fenster-Lehnen.
Nur Tanzen trennt sich nicht vom Nähstischplätzchen
und kramt noch in den bunten Seidensträhnen.
Zu ihren Süßen schnurrt das schwarze Kätkchen.
Die Lampe sieht ein unterdrücktes Gähnen
und Miezes mummligweiches Schlummerfräschchen.

Die alte Truhe

Schon längst zerschliss'ne seidene Gewänder,
metallbeschlagne Bücher, andre Chosen:
Riechkäschchen, Atlaschuhe, Spiken, Bänder —
verblaakte Bilder mit gepreßten Moosen —
mit Schnörkelschrift, vergiltb., zerfetzt die Ränder,
ein Päckchen Briefe und dazwischen Rosen.
Flakons, Buketts — Wer war einmal der Spender?
Wer schrieb die Briefe einst mit Federposen?



Märchenfahrt durch Ostpreußen

Von Elsa v. Bockelmann

Im bunten Kleid, den Rück sack voll lustiger
Märchen auf dem Rücken, wetterfeste Stiefel
an den Füßen, so wandere ich zur Kleinbahn,
die mich in das üppige Sommerblühen des
Werders hineinschaukelt.

Ja — so eine Märchenreise!

Während der Fahrt himmelt die Glocke an der Lokomotive beständig: „Gebt acht, gebt acht, ihr Kühe, ihr Bauern — das Sügle kommt!“ Man hat Zeit — ganze Berge von Zeit — es ist herrlich. Die Augen sehen weit, der Himmel hängt wie eine Kristallglocke über dem flachen Lande! — Etwas, was schöner ist als eine Musikapelle mit Geigen und Trompeten, empfängt mich, als ich aus dem Sügle klettere, Lerchen sind's — hunderte von Lerchen. — Wohin nun? — Da steht eine Pumpe, der Schwengel knarrt und quietscht, ein Mädchen schwingt ihn kräftig hin und her und ein Wasserstrahl plumpert sich in den blitzblauen Eimer.

„Guten Tag!“

„Tag!“ die Hände werden abgetrocknet, Kinderaugen sehen mich an.

"Wo ist das Wirtshaus?"

„Da!“ Und dann kommt ein Lachen in das Gesicht.

„Seint Se de Märchenfru?“

„Ja, woher weißt du denn etwas von einer
Märchenfrau?“ frage ich.

„Der Herr Lehrer sagt, Se heve geschrewn,“ und dann läuft sie mit ihren nackten Füßen über die Dorfstraße.

Ich sitze im Wirtshaus. Vor der Tür hängt mein Plakat. Mutter Justine in der sauberen Schürze und dem schwarzen Kopftuch stellt eine dampfende Schüssel mit süßer Milchsuppe vor mich hin und leckt sich zu mir.

„Nu kiken Se mal! Nu kiken Se mal!“ Ich kik durchs Fenster. Die Schule ist aus, die Kinder drängen um das Plakat. Mein Freund hat es gemalt, es ist schön. Da liegt eine goldene Märchenkrone auf dem Moos, durch die eine Tanne gewachsen ist, — o, wie alt ist die Tanne und die vielen Jahre haben der Märchenkrone nichts nehmen können von ihrer Pracht — kein Wetter, keine böse Hand hat ihr etwas angetan! Drum springen auch die sieben Zwerge so herzfröhlich um sie herum. Ja, springat nur

ihr Zwerge, unsre Märchenkrone kann uns
Niemand rauben. Und du lieber Freund in der
fernen Stadt hab Dank.

Kinder klettern von außen am Fenster in die Höhe, oder stehen, sich gegenseitig schubsend, verlegen in der Tür — kichern — laufen in ihren Holzpantoffeln polternd davon. Da ruft's, und es klingt wie ein Vorwurf: „Dat ist ja noch ein junges Wiew!“ Eins hält ich am Zopf fest

„Wie habt ihr euch denn die Märchenfrau gedacht?“

"So 'ne Grokmudder!" kam's langsam heraus.

„Mit Strickstrumpf und Brille?“ Ein Kopfnicken.

Feierabend ist's. Ich gehe in die Schule, in der ich Märchen erzählen will. Wie über eine Wiese voller Gänseblümchen muß ich um die Kinder treten, die da in der kleinen Schulstube sitzen und stehen. — So viele sind's, daß ich auf meinem Stuhl nicht Platz habe. Ich setze mich auf den Tisch. Der Herr Lehrer hat neben mich große rote Blumen gestellt.

"Schäschäschäschäschäf". Drei Kinderköpfe liegen mit aufgestütztem Arm auf meinem Schoß. Ich erzähle und — o, ich freu mich — es wird still — mäuschenstill. Hier und da gähnt mich wohl ein rosiges Kindermäulchen an, dort ist ein kleines eingeschlafen, aber ich hab Glück gehabt, die Kinder kommen, geben mir die Hand und danken. Da — ein verächtlicher Blick.

„Ne — es kommt ja nich emal ein Bär vor.“
Schade, daß sich nicht Bärenmärchen wie Aepfel von den Bäumen schütteln lassen.

Viele Dörfer habe ich durchwandert und immer ist es gut gegangen. Der Jasmin ist verblüht. Ein Fischerdorf, weit von der Eisenbahn entfernt, wartet auf mich. Das Fischerdorf ist mein Endziel. Kinder zeigen mir den Weg — sie haben Zeit — es ist Sonntag. Ein Wagen kommt daher gerollt, das klingt ordentlich lustig, und wie er bei mir ist, ruft ein freundliches Bäuerlein: „Huppen se man upl!“ Neben einem dicken Mehlsack sitz ich, die Kinder winken, ich winke, dann sind wir um die Ecke, der Wald nimmt uns auf. Ein Dorf. Wieder Wald — wieder Dorf.

„Brrr!“ — Ja, was ist denn los? Das Bäuerlein ist vom Wagen geklettert und wirft mir die Leine zu.

„Passen Se en beten uff — die Viechhers
find wild — ich will einen heben.“

Ich wart $\frac{1}{4}$ Stunde, eine halbe Stunde und
noch länger und rufe schließlich ungeduldig:
„Herr Esau, die Pferde gehn mit mir durch.“
Kommt das Bäuerlein wütend herausge-
stolpert: „Dummes Frauensmensch — Märchen
kann se vertellen — aber nicht emal de Linie
holn!“

Wir sind am Ziel. Die Gaststube ist geräumig.
Etwas zag setze ich mich auf das schwarze
Ledersofa mit den weißen Porzellanknöpfen.
Nicht weit von mir sitzen nämlich junge und
alte Fischer, rauchen, trinken, zeigen mit dem
Daumen nach mir hin. Jetzt streckt ein Fischer
seine Beine lang in die Stube und rückt mit
seinem Stuhl zu mir hin: Auf hochdeutsch sagt
er: „Wenn Sie die Märchenfrau sind, dann seien
Sie man nicht so ängstlich, wir sind nicht so
schlimm, aber eine Musik können Sie be-
stellen — dann kommen wir auch, und heut
ist Sonntag.“

„Kinder, wer mir den Weg zum Schneider
Ude zeigt, der aufspielen kann, dem schenk ich
eine Eintrittskarte zum Märchenabend.“

Na, sie folgen mir wie dem Rattenfänger
von Hameln.

Die Fischerhütten haben etwas Geducktes. In
den Vorgärten spielt der Wind mit den Stock-
rosen und drückt sie gegen die schwarzen Latten
der Jäume, die mit schweren Nezen behängt
sind. Vor den Türen sitzen Fischer, sie flicken
Neze.

„Guten Tag!“

„Tag!“

„Heute Abend fahren sie in See“, erzählen
die Kinder. Im letzten Haus wohnt das Schnei-
derlein. Er sitzt auf dem Tisch und näht trog
des Sonntags an einem schwarzen Rock. Ein

Brummer summt, eine Uhr tickt, ein bisch'chen
nach Fischen riecht es. Ueber rote Blumen
schaut man weit ins Meer. Er nickt — er wird
kommen.

Diesmal stehe ich auf einer ganz richtigen
Bühne und erzähle. Vor mir sitzt gedrängt
Kinder, dahinter an Tischen junge, alte Fischer,
stattliche Frauen und Mädchen. Bier wird ge-
reicht — man zieht unbeirrt um mein kleines
Elfschen, das gerade so herzbrechend weint.

„Na — Prost!“ Und dann der Tabaksqualm.
Pause.

Das Schneiderlein spielt auf der Ziehharmonika: „Nun ade, du mein lieb Heimatland.“

„Kinder, singt mit!“ Fröhlich stimme ich ein,
doch o Schreck — ich singe allein, alles lacht,
lacht, lacht! Und dann — ja, was ist denn das?
Die Ziehharmonika macht lustige Sprünge und
ist auf einmal mitten in einem Walzer. Tische
und Stühle werden beiseite geschoben.

„Märchenfrau — kommen Se, wir wollen
mal tanzen.“

„Ich bin aber noch lange nicht fertig“, sage
ich kläglich.

Na, ich bin schön mit meinen Märchen rein-
gefallen, aber trotz allem war dies der schönste
Tag meiner Märchenreise.

Es dunkelt schon, als ich durch den Wald zu-
rückwandere. Ein altes Mütterchen kommt nach-
gehumpelt.

„Märchenfrau — vertellen Se mir noch mal
dat vom Eissiguren und der honigsausen Prin-
zessin. Ich hew's nicht verstande.“

Ich erzählte. Köstlich ist es, mit der schlüchten
Frau zu wandern.

Ja, derbe Stiefel braucht man fürs Land,
aber die Augen werden blank und die Gedanken
hell. — Stunden-, tage-, wochenlang könnt
ich von dem erzählen, was ich erlebt.

Bei Frau Aja

Von Franz Mahlk

Wohnstube des Frankfurter Goethehauses.
Dämmerstunde am Kamin. Frau Rat im Arm-
stuhl, schaut in die knisternde Glut.

Frau Aja im Selbstgespräch: Ich muß einen
haben, mit dem ich erzähle von ihm, die andern
hören mir alle nicht so zu, und wenn sie so
schwägt — — —

Bettina (kommt herein, knickt und küßt
Frau Ajas Hand): Liebste Frau Rat!

Frau Aja umfaßt mit beiden Händen Bettinas
Rechte: Kommt natürlich wieder hereingetollt
wie ein Junge und lauter Blize hast in den
Augen, Mädchen. Wenn dich so der Wolfgang
sähe!

Bettina: Der Wolfgang, ja! — Ich hab ihm
was mitgebracht aus Köln. (Sie entschnürt ein
Paket.) Diesen Krug, schenk Sie ihn Ihrem Sohn
von sich, das wird Ihr besser Freude machen,

Frau Aja: In Köln warst schon wieder, du Zigeuner?!

Bettina wirft den Kopf etwas auf die Seite und sieht, daß ihr die Lockenkringel weit ins Gesicht fallen.

Frau Aja: Seh dich, erzähl mal!

Bettina (holt sich die Fußbank, setzt sich zu Frau Ajas Füßen an den Kamin. Die Glut zaubert einen bronzenen Kranz um ihr schwarzes Haar und vergoldet ihr feines Profil. Zu Frau Aja auffchauend): Das ist eine wunderliche Stadt, Köln. Alle Augenblick hört man eine andere Glocke läuten, es klingt hoch und tief, dumpf und hell von allen Seiten durcheinander. Da spazieren Franziskaner, Minoriten, Kapuziner, Dominikaner, Benediktiner aneinander vorbei, die einen singen, die anderen brummen eine Litanei, und wenn sie aneinander vorbeikommen, da begrüßen sie sich mit ihren Fahnen und Heiligtümern und verschwinden in ihren Klöstern. Im Dom war ich gerade bei Sonnenuntergang, da malte sich die bunten Fensterscheiben durch die Sonne auf den Boden ab, ich kletterte überall in dem Bauwerk herum und wiegte mich in den gesprengten Bögen.

Frau Aja hebt drohend den Finger: Leichtfuß du.

Bettina: Ich muß Ihr doch alles ehrlich erzählen, weil Sie meine Mutter ist. — Und da oben, ach, das wär Ihr recht gefährlich vorgekommen, wenn Sie mich vom Rhein aus in einer solchen gotischen Rose hätte sitzen sehen. Es war auch gar kein Spaß. Ein paarmal wollte mich der Schwindel antreten, aber ich dachte: sollte der stärker sein wollen als ich? — und express wagt' ich mich noch weiter. Wie die Dämmerung eintrat, da sah ich in Deutz eine Kirche mit bunten Scheiben von innen illuminiert, da tönte das Geläut herüber, der Mond trat hervor und einzelne Sterne. Da war ich so allein, rund um mich zwitscherte es in den Schwabennestern, deren wohl tausende in den Gesimsen sind, auf dem Wasser sah ich einzelne Segel sich blähen. Die andern hatten unterdessen den ganzen Kirchbau examiniert, alle Monamente und Merkwürdigkeiten sich zeigen lassen. Ich hatte dafür einen stillen Augenblick, in dem meine Seele gesammelt war, und die Natur, auch alles, was Menschenhände gemacht haben und mich mit, in die feierliche Stimmung des im Abendrot glühenden Himmels einschmolz. — Versteh Sie das, oder versteh Sie das nicht, es ist mir einerlei. Ich muß Sie freilich mit

meinen übersichtigen Grillen behelligen, wenn sollte ich sie sonst mitteilen.

Frau Aja, ganz ernst: Mädchen, manchmal krieg ich Angst um dich.

Bettina: Mutter, hab Sie keine Sorge um mich.

Frau Aja: Ja, du bist mir so ein wilder Racker, und manchmal wieder träumst so hin und fängst Grillen. Bald bist ein Nachtvogel, wo alle ehrlichen Leute schlafen, hast etwas zu bedenken, und marschierst durch den Garten an den Rhein in der kalten feuchten Nachluft. Du hast eine Natur von Eisen und eine Einbildung, wie eine Rakete, wenn die ein Funke berührt, so platzt sie los. Und was der Wolfgang würde sagen, wenn seinem Kinde was zustoßen täte. Uebrigens, der Wolfgang läßt dir schöne Grüße sagen, hab gestern einen Brief von ihm gekriegt.

Bettina, aufgeregt: Ja?

Frau Aja zieht den Brief aus der Taille und reicht ihn Bettina:

Bettina (rückt mit der Fußbank nahe an den Kamin und liest, läßt den Brief in den Schoß sinken und lacht auf): Die Staël. Sie mag Ihnen die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist etwas Kurioses, keine Andere kann sich mit ihr messen, sie ist wie Brantwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Brantwein biekt auf der Zunge, und steigt in den Kopf, das tut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber, den säet der Sämann in die gelockte Erde, die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrüßt er die Erde und trägt goldene Ähren. Da gibt's zuletzt noch ein lustig Erntefest. Ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein, als eine berühmte Frau, und will doch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre.

Frau Aja: Ei, du vorwitziges Mädchen, hält deine Zunge und red nicht so leichtfertig von Leuten, die du nicht kennst.

Bettina, in überlegenem Ton: Frau Rat, jetzt werd ich Ihr nur sagen, daß ich gestern mit der Staël zur Nacht gegessen habe; keine Frau wollt neben ihr sitzen bei Tisch, da hab ich mich neben sie gesetzt. Es war unbequem genug, die Herren standen um den Tisch und hatten sich alle hinter uns gepflanzt und einer drückte auf den andern, um mit ihr zu sprechen und ihr ins

Gesicht zu sehen; sie bogen sich weit über mich. Ich sagte: Vos Adorateurs me suffoquent! Sie lachte. Nachher hörte ich ihr zu, wie sie von dem Wolfgang sprach. Sie sagte, sie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden, allein sie habe sich geirrt. Sowohl sein Benehmen, wie auch seine Figur passe nicht dazu, und sie bedauerte sehr, daß er ihn ganz verfehle. Frau Rat, ich wurd zornig über diese Reden, ich wendete mich an Schlegel und sagte ihm auf deutsch, die Frau Staël hat sich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung und dann in der Meinung: wir Deutschen erwarten, daß Goethe zwanzig Helden aus dem Aermel schütteln kann, die den Franzosen so imponieren. Wir meinen, daß er selbst aber noch ein ganz anderer Held ist. Der Schlegel hat unrecht, daß er ihr keinen besseren Verstand hierüber beigebracht hat. Sie warf ein Lorbeerblatt, womit sie gespielt hatte, auf die Erde. Ich trat drauf und schubste es mit dem Fuß auf die Seite und ging fort. Das war die Geschichte mit der berühmten Frau. Ich liebe Ihren Sohn, und die andern sollen nur keine weiteren Prätensionen machen. Sie fragt zwar, ob ich ihn allein gepachtet habe. Ja, Frau Rat, darauf kann ich Ihr antworten, ich glaub, daß es eine Art und Weise gibt, jemand zu besitzen, die niemand streitig machen kann; diese übe ich an Wolfgang. Vor ihm tue ich zwar sehr demütig, aber hinter seinem Rücken halte ich ihn fest. Und da müßte er stark zappeln, wenn er los will.

Frau Aja: Du sollst fleißig an ihn schreiben, hörst du? und schreib ihm aber ordentlich.

Bettina: Tue ich das nicht? Sieben Briefe habe ich jetzt von ihm. Er hat mir an den Rhein geschrieben. (Sie kramt einen Brief hervor und liest): Halte meine Mutter warm und behalte mich lieb. — Diese lieben Zeilen sind in mich eingedrungen wie ein erster Frühlingsregen. Ich bin sehr vergnügt, daß er verlangt, ich soll ihn lieb behalten. Ich weiß es wohl, daß er die ganze Welt umfaßt, ich weiß, daß ihn die Menschen sehen wollen und sprechen, das ganze Deutschland sagt: Unser Goethe! — Im Frühjahr blühte der Orangenbaum in meinem Zimmer. Ich ließ mir einen Tisch drum zimmern und eine Bank, und in seinem duftenden Schatten habe ich an meinen Freund geschrieben. Das war eine Lust, die keine Weisheit mir ersetzen konnte. Im Spiegel

gegenüber sah ich den Baum noch einmal und wie die Sonnenstrahlen durch sein Laub brachen. Ich sah sie darüber sitzen, die Braune, Vermeßene, — an den größten Dichter, an den Erhabenen über alle zu schreiben.

Frau Aja: Ei, Mädchen, mich wunderts, daß du noch kein End finden kannst und nicht in einem Stück fortschwält, bloß um selbst zu erfahren, was alles noch in deinem Kopf steht.

Bettina: Ach Gott, der Mensch hat ein Gewissen, das ihn mahnt, nichts zu fürchten und nichts zu versäumen, was das Herz von ihm fordert. Und die Liebe ist doch der einzige Schlüssel zur Welt, und da fühl ich, daß durch Ihren Sohn die Welt sich mir erst aufschließt. Was ich durch diese Liebe nicht lerne, das werde ich nie begreifen. Ich wollt, ich säß an seiner Tür, ein armes Bettelkind und nähm ein Stückchen Brot von ihm und er erkennte dann an meinem Blick, wer ich bin. Da zög er mich an sich und hüßte mich in seinen Mantel, damit ich warm würde. Ach, damals in der Sturmacht, ja da trug er mich unter dem warmen Mantel in seinen Armen so weit.

Frau Aja: Du schenkst mir eine tiefe Stunde, Kind, Wolfgang ist bei uns.

Bettina: Frau Rat, Sie hat ihn geboren und Sie hat Ihren Sohn lieb. Mag er auch noch so weit fort sein, er ist doch immer auch bei mir. Und wenn meine leiblichen Augen ihn nicht sehen, wo ich geh und steh, da spür ich heimlich sein Wandeln um mich. Und in der Nacht ist er die Decke, in die ich mich einhülle, und am Morgen ist er es, vor dem ich mich verhülle, wenn ich mich ankleide. Niemals mehr bin ich allein; in meiner einsamen Stube fühl ich mich verstanden und erkannt von seinem Geist.

Frau Aja: Werd mir nicht krank, Mädchen, steh auf aus deinem Bett und nimmst und wandle. So hat der Herr Christus gesagt zum Kranken, das sag ich dir auch. Dein Bett ist deine Liebe, in der du krank liegst, nimm sie zusammen und erst am Abend breite sie aus und ruhe in ihr, wenn du des Tages Last und Hitze ausgestanden hast.

Bettina bettet ihren Kopf in Frau Ajas Schoß: O Mutter!

Frau Aja liebkost ihren Scheitel: Mein Schäfsele.

Empfindsame Luftreise

Von Karl Peter

Den Glauben an das Große aber — den mit Beharrlichkeit die Zeitgenossen aus uns treiben — droben zwischen Himmel und Erde überkommt er dich und alles Kleine und Kleinliche fällt von dir ab wie böse Träume dich im hellen Sonnenlichte stiehen!

Das Land der Deutschen mit der Seele suchend, schafft es mir auf meinen Wanderfahrten an und ab tiefinnerste Beglückung, wenn ich mich aus der Erdenenge aufwärts in die Lüfte heben kann. Wenn auch Freiheit ein geistiges Ziel ist und des Menschen Wille sie allein erringen und Flügel schmieden kann — denn innerlich nur werden wir frei, und nur Geist und Seele vermögen es, sich hinauszuheben aus dem Alltag und den Menschen zu freundlicheren Stunden hinaufzutragen —, so ist es doch ein kostbares Gefühl, sich räumlich von der Erde zu entfernen und sich leiblich von ihr aufzuschwingen. Wir Menschen sind ergebunden; ob wir über die Meere fahren oder auf hohe Bergesgipfel klimmen, wir bleiben in Haft der Erde, wie das Stückchen Eisen vom Magnet nicht fort kann. Ohne den Stern Erde kein irdisches Leben. Die fünfzehnhundert Meter, die ich auf einer Luftreise etwa unter mir lasse, sind kaum erreichbar winzig und gering im Vergleiche zu den Maßen des Weltenraumes, in dem die Erde — selber nur ein Teilchen — kreist. Und stiegen wir achttausend Meter in die Luft empor. Trotzdem aber gibt das Fliegen die Empfindung der Loslösung von der Erde. Vertraute Dinge wie Häuser, Ortschaften, Städte, Eisenbahn, Flüsse, Menschen und was es sonst sein mag, schrumpfen, kleiner und kleiner werdend, bis zu Punkten zusammen. Das Flugzeug mit seinen Insassen bleibt der einzige für unser Auge noch als Größe zu ermessende Körper und Raum. Der letzte Raum im weitern Weltenraume, zwischen Erde und Himmel! Sich frei fortbewegend, in Lüften schwabend, schwimmend, flügelhebend! Und alle Erdennot erscheint dem Herzen nun so ärmerlich, kleinlich, so unsagbar belanglos, daß man sich fragt: bist du's wirklich, der da unten mit solchen Armseligkeiten den Alltag dir erfüllst, dir Lebensfreude, Familienfrieden und gar den Sonntag trübst? Und bist Du's dann auch, derselbe du, der hier unter deinem Hirn als Leib von Blut und Fleisch über die Erde in die Himmel steigst, näher der Sonne? Was von beiden ist nun der

Traum? Denn beides eins, das will man nicht wahrhaben. Und wie der Gläubige sich vom Gebet erhebt, neuen Willens und guter Stärke erfüllt, so überkommt auch mich neue Spannkraft, weicht von mir all der Harm und Hass und Hader der Erden und wie gestählt spannen sich Muskeln und Nerven und Adern. Kleinigkeiten fort mit euch, bleibt ewiglich da unten; Großes kommt heran, hier oben hab' ich Weg und Wille und Wohlust, dir zu begegnen! Und die Freiheit wächst in mir, und das echte, rechte Herrengefühl steht auf: Schicksal, nun tue mit mir, wie du willst, ich halte still, welche nicht zurück — aber ich wehre mich meiner Seele!

So ist der Flug ein Stahlbad und ein Erleben des Freiseins, ein Erfahren und Erleben fürwahr von herrlicher Art! —

*

Zu dem Losgelößsein aus allem Alltäglichen und Niederem gesellt sich ein weiteres Erleben: das Erleben des deutschen Landes. Wer wahrhaft, wer glückhaft zu reisen versteht, dem gehen hundert neue Dinge über den Weg, mag er noch so einsame, abgelegene Orte berühren. Schon von der Eisenbahn aus wird der nicht mit Kartenspiel, Kannegeizerei oder Stullenverzehr überanstrengte Spiesbürgere-Reisende immer seine Anteilnahme fassende Dinge und Begebenheiten in Fülle gewahren. So sehr, bis ihm die Augen schmerzen mögen, so vielfestaltig tut sich ihm da das deutsche Land auf. Wie anders und verstärkt nun vom Flugzeug aus. Statt der achtzehntägigen Eisenbahnschütteli für die Strecke Hamburg—Königsberg blüht uns ein vier- bis fünfstündiger Flug für dieselbe Entfernung, eine Zeitspanne, die — verlängert zwar durch Zwischenlandestellen mit Aufenthalt für Maschinenwechsel und Abwarten des Anschlußflugzeuges auf sieben Stunden — an Auge und Hirn gewaltige Anforderungen stellt, so verschieden geologisch, geschichtlich, wirtschaftlich gestaltetes Gebiet aufzunehmen und in sich das Erschafte zu verarbeiten. Man überschaut von oben in wenigen Augenblicken — im wahren Sinne des Wortes — hundert Bildungen, Windungen, Gliederungen und Zeugen von Jahrtausenden, die an unseres Vaterlandes äußererer und innerer Gestaltung bauen. Manches aus Büchern oder Kunde uns zur Kenntnis

Gebrachte, jetzt wird es uns lebendig, offenbar und, wir gewahren oder spüren der Geschehnisse Gesetz.

Und die Liebe zum Vaterlande — die einem die Mitmenschen viel verzerrn und trüben — sie schlägt heiß und ungebaut im Herzen auf!

*

Das Land der Deutschen mit der suchenden, fliegenden Seele durchforschend, war mein Ziel in diesen Tagen Königsberg, die Hauptstadt der deutschen Insel Ostpreußen, und Danzig, die „Freie“ Stadt.

Frisch mit der jungen Sonne verließen wir auf Hamburgs Flughafen die Erde unter kostbarem Symbol: der Sonne entgegen! Gradaus der Blick dadurch geblendet, unten und hinter uns jedoch der frische Tag in köstlicher Klarheit. Schwer und gewichtig und doch aufleuchtend im hellen Grün der Sachsenwald, weit und breit und dicht, man sollte meinen, es hausten darin noch echte Sachsen mit Mannesmut und Frauenstolz — wie einst vor Zeiten. Bismarckturm und Bismarckäule ragen weiß aus dem Grün empor.... Ja, Bismarck! —

Schon blinkt es wie ein göttlich Kinderlachen zu uns auf, tausend Meter unter uns rotes Dächergeschmiege um roten Turm — wie Küchlein um die Glucke — inmitten blauen Seekristalls: Mölln. Ich habe das Kerlchen, auf dessen Kirchhof man dem staunenden Wanderer Till Eulenspiegels Grabmal zeigt, schon immer gern gehabt, jetzt ist's mir lieb geworden. Ach, wie es da so ruht und noch niemand auf den Straßen ist, versponnen wahrlich wie ein Kinderantlitz, in das Trübes, Unwahres, Böses noch keine Spur gezeichnet haben. Und linker Hand drunter Ratzburg, mehr grau, wirkend, als sei die Sonne dort noch nicht ganz herumgekommen. Aber, dein großer See, Ratzburg, wohin ist der geraten? Was da sich nach Lübeck hinzieht — das durch den Morgenstadtdunst weiterhin seine goldenen Türme zur Sonne aufredet, das schöne Lübeck! — das ist ein Gefäß mehr als der See mit seinen freundlichen geschwungenen Ufern, den der Wanderer in sechs Stunden nur umwandern kann.

Und nun folgt See auf See. Höher und höher steigen wir, schon um der Ansogskraft über den Wassern zu entgehen. Bei dreizehnhundert Metern sind wir in gleicher Höhe mit den Dunststreifen, die dem Flieger fast stets und den ganzen Tag über den Horizont frühzeitig abgrenzen; braunviolette Streifen, sich oft verbreiternd zu Flächen, wie wir sie bei Land-

fahrten über den großen Städten als Morgen-dünste stehen sehen. Man möchte sie fortjagen oder wegziehen können, ist es einem doch, als könne man dann noch viel weiter sehen, gar ein Stück über die Kugelbiegung der Erde hinaus. 's ist nun mal so: der Mensch will immer mehr; kaum, daß er ein hohes und schönes Ziel erreicht hat, aus Lüften in tausend Weiten schauen zu können, da will er weiter sehen.

Bei vierzehnhundert Metern, nach dreiviertel-stündigem Flug, sind wir über Schwerin, vornehm daliegend in seiner seenreichen Umgebung. — Und weiter, immer über Felder und Wälder und Güter. Und eine wundersame, ganz neuartige, unbestimmbare Ruhe kommt über mich. Das Lärmen des Motors stört nur, wo mein Flugnaßbar und ich uns etwas zu sagen haben, sonst ist das Ohr gleichsam ausgeschaltet, weil der Sinn Auge zu stark angespannt ist. Mein Nachbar ist derart entzückt und angenehm enttäuscht — wie die allermeisten Menschen ging er mit gewissen Bedenken und Sorgen an diesen seinen ersten Flug —, er ist so des friedlichen Erlebens voll, daß er wiederholt begeistert aufsaucht und die Hände zusammenlegt: Herrgott, wie ist das nur einmal herrlich und prächtig! Du schönes deutsches Land, du liebe weite Welt!

Mecklenburg-Schwerin wird durch Mecklenburg-Strelitz mit dem großen Müritzsee und Neustrelitz abgelöst. Ich muß plötzlich denken an meinen Namensvetter, den jungen „Helden“ und Flieger in Marx Möllers Roman „Wem Gott will rechte Kunst erweisen“. Wie die Einwohner der Stadt Usterow, die jetzt gerade unter mir irgendwo liegen muß, alle auf den Hügel vor dem Tore zogen und wie sie warteten und sich erregten: der erste Flieger über ihrer Stadt und der Führer des Flugzeuges das eigene Stadtkind Karl Peter. Und wie er dann angebraust kam und alle jubelten und ihm zu winkten. Und wie der Türmer die Eichendorffsche Weise blies, alle vier Verse: Wem Gott will rechte Kunst erweisen. Nun gefällt mir das Buch noch einmal so gut und ich widme dem verstorbenen Freunde, Marx Möller, einen herzlichen Dankesgruß aus den Lüften her. Aber ach, die Zeiten sind vorbei, heute gucken die Menschen kaum noch mal auf, wenn sie das Rasseln und Knattern eines Flugzeuges vernehmen, heute ist das schon überlebt, etwas Altes, wie der Kraftwagen. Würden sie auf den Gedanken geraten oder unserer Zufriedenheit Glauben schenken, daß jeder da oben so sicher und ungesährdet und behaglich reist wie

drunten in der Eisenbahn und vielleicht sicherer noch, denn oben in der Luft gibt es halt keine Steine des Anstoßes und keine Balken zum Entgleisen, so würden sie, nein, müßten sie alle jedesmal den Blick aufheben und wünschen: ach, säße ich da oben darin! Mir geht's alle Tage so. Aber sie sind ja alle so ergeben, die Menschen von heute, in Blick und Handwerk, sie wissen nicht um das Erleben des Frei- und Leichtwerdens und der Herzensüberquellung in der Freude am schönen deutschen Vaterland! Man sollte viele, besonders aber unsere Staats- und Volksführer in die Lüfte hinaufführen, damit sie einmal aus dem überbrodelnden Hegenkessel der irdischen Ge hässigkeiten und Vermeintlichkeiten herauskommen und erkennen lernen da oben, wie es in Wirklichkeit steht um die Wichtigkeit und Nützlichkeit ihrer Taten und Worte, damit sie aus dem dichten, übelstiechenden Nebel der Platteit, Eigensucht und Frehgier (nach Brot und Fleisch wie nach Papiersezen und Aemtern gleichermaßen) in reine Himmelssluft versetzt werden, wo ihnen die Binde von den Augen und der Stein vom Herzen fallen müssen: Was tun wir nur?, wohin geraten wir?, es ist ja alles Hohn und Teufelswerk und nichts, was Volk und Menschen endlich mal zur Ruhe, zum Ausheilen der vielen Wunden und zu den Besserungen und Wohltaten bringt, mit denen wie unsere Reden so schön zu füllen wissen! Und wer so viel Eigenerkennungskraft nicht aufbringt, der mag dann schamhaft seinen Amtsrück oder seine Parteirobe an den Nagel hängen!

Ach ja, sie haben eines Flugszeugs heute so wenig Acht wie der weißen Wolkenschiffe, die die blaue Himmelsunendlichkeit so köstlich schmücken und beleben! Sie wissen nur um graues Gewölke! —

Unter uns aber sind mittlerweile viele der leichten weißen Wölkchen aufgetaucht, wie weiße Rauchfähnchen anzusehen, aber so weiß und rein, wie es auf Erden nichts gibt! Wahrsich eine Himmelsreine! Ich liebe weiße Wolken über alle Maßen und gebe ihnen manchen Traum und Wunsch mit auf die unbekannte Reise. Nur habe ich sie unter mir!, gut hundert Meter tiefer als ich, ziehen sie ihre Bahn. Herzensbeglückung, gepaart mit dem Gefühl des, der jahrelang Ersehntes erreicht und der etwas Höheres überflügelt hat, packt mich! Und immer gröbere Wölkchen kommen heran und sind schließlich Wolken. Und wir holen

alle ein, wir sind schneller als sie. Eigenartig ist, daß man durch die kleineren hindurchsehen, ja, daß man drunten auf der Erde durch sie hindurch ihren eigenen Schatten sehen kann. So dicht, daß sie Sonnenlicht nicht durchlassen, so leicht, daß sie mir den Blick nicht versperren! Eigenes neues Beglücken. Ist denn das Menschenauge, sonnenhaft klar, stärker und durchdringungstiefer als die höchste Klarheit und Kraft aller Welten, die Sonne? Schwindel droht mich zu fassen ob der Vermessenheit solcher Gedanken, bei dem Ermessnen solcher Möglichkeit.

Der Oder zu sind Dünste zwischen uns und der Sonne und der Erde. Die Luft wird blendend, unbehaglich das Auge angreifend. Der Führer geht von fünfzehnhundert Metern, die wir zuletzt innehatten, auf tausend und auf achtzehnhundert Meter hinunter. Da wird es wieder reiner und sichtiger.

Und da liegt schon tief Stettin, wie eine Insel von hier oben zu sehen zwischen Fluß und Haff. Und wenige Minuten später, nach einer Stunde und fünfzig Minuten, steigen wir auf dem Flugplatz auf die alte Mutter Erde. Dank an den Führer für den sauberen, schnellen und sicheren Flug — er flog diese ihm unbekannte Strecke zum erstenmal! — Flugschein, Paß- und Gepäckkontrolle — man fliegt ja weiter in die „freie“ Stadt Danzig — sorgen geschwände dafür, daß man sich auf der Erde wieder einlebt und wie zuhause fühlt (!).

Und nun pocht in mir schon wieder die Zeitunraust, dieses Ungeheuer, das an unserer Wiege fluchtwürdigen Segenswunsch sprach. Und da wird mir offenbar, was oben so neuartig unerklärbares Ruhgefühl gab: es war nicht nur alles, was der Tag bringt und nimmt, zurückgeblieben, es war nicht nur Weltweite allein um mich, die Zeit hatte da oben ihren Takt eingestellt. Das ist das Wundersame im Flugzeug: es ist selber Erzeugnis dieser ruhelosen, hastenfüllten Zeit, dient der Zeiter sparnis und dem schnellen Erreichen irdischer Ziele und menschlicher Belanglosigkeiten. Aber droben spürt man allein an bekannten Orten und deren Entfernungen oder am regenwurm-schleichenden Schnellzug die Geschwindigkeit des Vorankommens. Die häßliche Seele der würdelosen Zeit aber — alles Häßtige ist würdelos — mit dem flackernden Pulsen und Irrlichterieren und Jagen und Verwirren der Menschen bleibt weit zurück, bleibt ganz da unten. — Unstet saß und stand und ging ich, bald

dieses, bald jenes, erfüllt nur von dem Wunsche des Wiederaufsteigens aus dieser Gewohnheit in die Ruhsamkeit. —

*

Ich hatte Glück. Das Berliner Flugzeug brachte drei Fahrgäste bis Danzig mit, da mein Hamburger Reisebegleiter sogar bis Riga wollte, so mußte ich, im Fluganzug, vorn neben den Führer. So angenehm, weil geräuscharmernd und eine Unterhaltung nicht nur, sondern auch Essen und Rauchen gestattend, die Kabine mit ihren Ledersitzen ist, ich ziehe den freien Platz bei weitem vor. Wie da der Wind und Luftstrom der eigenen Fortbewegung Leib und Hirn durchschütteln, kein Staubfünkchen iridischer Beträublichkeit bleibt haften! Und gerät man da oben einmal in einen Regen oder in ein Gewitter gar, ei, da wird man eben naß und auch wieder trocken. Das für mich Beste, die unverfälschte Poesie des Fliegens geht für mich mit der Kabine und deren vielerlei geplanten und in anderen Ländern bereits eingesführten Bequemlichkeits- oder gar Luxuseinrichtungen verloren. Das eigentliche Fliegen kann gar nicht unüberdacht und primitiv genug sein. Jede von der Erde aufgenommene und mitgeführte Einrichtung des körperlichen und täglichen Bedürfnisses ist eine Fessel an die Erde. Wie aber Fliegen frei macht, so will es auch frei ausgeführt sein! —

Die Sonne blieb uns hold. Leuchtend stand der Morgen in tausend Farben! Wälder und Weiden und Felder in unzähligen Stufungen grün, dann gelb und braun in Feldern und Heide und Mooren, blau aber, tief und hell, die pommerschen Seen. Mehr noch als in Mecklenburg treten in dem weiten Landschaftsbilde Stadt und Dorf zurück, in all der weiten Gottesnatur vereinzelt nur Gutshöfe, Schlössern manches gleichend, mit Wirtschaftsgebäuden und Kätnersiedlungen. Weidendes Vieh, Landleute mit Pferden, Flug und Egge — Riesenpielzeug.

Der Führer hat mir seine Karte gegeben, an der ich von Minute zu Minute genau zu verfolgen mag, wo wir uns befinden. Es ist reizvoll, sich auch einmal in der Luft mit der Karte zurechtzufinden; es geht sehr gut, so schnell wir auch voranfliegen. Und da gewahrt man erst eigentlich die außerordentliche Geschwindigkeit des Flugzeugs, zumal bei günstigem, also Rückenwind, wie an diesem Morgen.

Fern grüßt in tiefstem Blau die Ostsee zu uns auf, irgendwo beginnend — vereinzelt, wo wir dem, immerhin noch fernen, Strande näher sind,

sieht man am weißen Aufblinken des Sandes das Ende des Landes — irgendwo und wann mit dem Himmel eins werden. Undenkbare Weiten... Urmittelzeiten: Wasser und Himmel!

Und dann sind urplötzlich zwei, drei hellrosenrote Wolkenschiffe fern auf dem blauen Meere. Sie wachsen auf, Zinnen und Türme sprießen hoch und längere Zeit hin stehen sie unbeweglich überm Östmeer: ... Schlösser..., Island, das Land der tausend unbefleckten Wunder?... Gralsburg?... Monsalvatsh... Schwanenschloß, von dem Lohengrin kam..., „unnahbar euren Schritten“...? werden wir's in unsern metallenen Schwan ersliegen?... Ich vergesse alles um mich, Auge und Ohr sind in größeren, leichteren Höhen, als ein Flugzeug sie je erklimmen wird.... Körperlos schwebt meine wandernde Seele den fernen Schlössern zu... Alle Wünsche schwinden aus mir... aller Erfüllungen voll, als hätt' es nie Leid und Sorgen und Versagen gegeben, als braucht sie nie auf die Erde zurück, ist sie das Gefäß kostlichen Entzückens... Gedanken sind ausgefallen... Fühlen, Eintrinken ist alles.... Zurückgelehnt, von Mittagsonne überflutet, vom Seewind frisch umtost, ruht der schlafende Leib in Wonnen.... Die aufzoldernde Seele aber vernimmt Töne, Klänge, unbekannt fein und fern.... Sind es die Glocken von Avalon, die tief aus dem Meere kunde geben vom verlorenen Erdenglück und von der aus der Welt getriebenen Wahrheit?... Eddaklänge?... Skaldengesänge?... von Land Nirgendwo kündend zu Land Nimmernot rufen...?

Ein Wanderfalk — ersah nicht vom Falken Wieland der Schmied Flug und Flügel? — wirft sich dicht vor uns erschrocken in die Tiefe, aufleuchtet sein Gefieder. Und mein Leib erwacht. Hart ist das Erwachen, doch nicht so bitter, als wenn drunter aus süßem Traum von erfüllten Wünschen der Tag mich ruft. Ich bin ja wahr und wirklich hoch in der Luft, bin noch nicht unten in die Jammtäler zurückgekehrt, wo sie aus Unverständ „mit Entsezen Spott“ treiben. Und eine Kraft und Lust nach Taten packt mein Herz — gleich kömmt ich sie beginnen. Der Gedanke an Mißlingen, an Weichenmüssen vor Stärkeren und nicht Besserem gibt mir Lächeln ein. Alles, was mir letzte Wochen trübte, alles, was noch zu erkämpfen sich mir zeigt, schrumpft zusammen zu Seifenblasen, die zerplatzen, wo sie ein zartes Lüftchen faßt.

Hier oben aber ist Sturm. Der Wind ist stärker geworden, er zerrt von der Seite an

unserem Gefährt — er kann uns nichts an-
haben! Meine fernen Märchengebilde halten
schwere, weiße Wolkengeschwader verborgen, die
sich unter uns, doch so, daß sie schätzungsweise
zwei Stunden Fußmarsch von uns fern bleiben,
daherwälzen. Von Island und Gralsburg zu
Bodensee und Schneeaalpen geht mein Sinnen.
Täuschend ist der Einblick von oben auf diese
Wolkenlandschaftsfelder, Gipfel und Gletscher, einem
hohen Bergüberblick ähnlich. Es sind die großen
schwergeballten Wolken, die so recht das deutsche
Landschaftsbild schaffen, die diesem deutschen
Frühlingstag so tief seine Seele geben.

Bald sind auch sie vorbei und — der Führer
macht mich gerade auf den Beginn des pol-
nischen Korridors aufmerksam — da ist die
Sonne hinter graue Wolkenfelsen geschlüpft.
Wir haben kein deutsches Land mehr
unter uns! — Freude am Fliegen weicht
und packt mich erst wieder, als wir
Danzig in lieblichen Hügeln und freundlich
herauzwinkenden Gartenstädtchen eingebettet, an
der bauenden Bucht liegen sehen, aufwachsend
aus dem alten Dächergiebel und der Märchen-
seligkeit seiner Gassen, die Marienkirche, drohend
wie eine fiesernste Mahnung an die Völker.

Den Abschluß des zweiten Teiles dieser Luft-
reise bildete eine das Erleben erhöhende —
denn jeder Kampf bereichert das Leben —
durch den nunmehr steifen Gegenwind erschwerte
Landung. Mir bereitete das Auf und
Nieder des Flugzeuges, bei denen meine Beine
sich meinem Kopfe mit Beharrlichkeit näherten,
besonderen Reiz, zumal ich auf meinem Vorder-
platz die Vorkehrungen des Piloten genau
beobachten konnte. Des Menschen Wille siegte
und unbeschädigt trafen wir auf der Erde
ein, die uns sogleich mit ihrer Betriebsamkeit
in die Arme nahm: Kontrollen, Bekannte, Be-
sprechungen, Ferngespräche.... — War alles
nur ein Traum, das eben in meinem Leben
stand? ... Nein, nein, denn da hinten rollen
sie die Luftpostkutsche in den Schuppen, das
ranke Ganzmetall-Flugzeug der Junkers-Werke,
das neueste deutsche Modell, eine formschöne
Maschine, mit nur einer Tragfläche und ge-
räumiger Kabine, auch Halbdeckung für den
Führer — ein Gebilde, das man dankbar
klopfen möchte, wie man einem Gaul die
Flanke streicht — und mein Hamburger Be-
gleiter, von dem ich ja die letzte Strecke über
getrennt war, drückt mir des aufgehäuften
Beglücktseins übervoll die Hand.

*

In die Schönheit und den neuen Lebens-
anreiz des Fliegens berührenden Gesprächen,
die mich mehrfach völlig ablenkten und
mich die Welt unter mir und das Flug-
zeug um mich vergessen ließen und in
denen mir wiederum eigene Sorgen und
Widernisse zu nichts zerstoben, waren wir
von Danzig aus ein gut Stück in Durchschnitts-
höhe von nur siebenhundert Metern vorange-
kommen. Arm auf Arm sendet die Weichsel in
die Danziger Bucht und ins Frische Haff hin-
ein, hin bis zum eigenen vielgestaltigen Delta
des Nogatarmes; ein buntes, wasserdurch-
zogenes, wie mit breiten silbernen Bändern
überspanntes Land. So weit das Auge landein-
wärts reichen kann, silbernes Gleizen, große
glänzende Riesenschlangen. Tief bis auf den
Grund reicht das Auge in die Mündungen, über
die unser Luftweg hinführt. Kristallklar in
majestätischer Ruhe geht alles irdische und
menschliche Getriebe da unten seine Bahn.
Flöße, Segler, Dampfer sind nur ein freund-
liches Kinderspielzeug. Erquickung bringt dem
Auge das weite mit seinen Brandungswellen
— die in Wirklichkeit immerhin bei dem
steifen Wind weit über Menschengröße haben
— geschmückte Wasser des Frischen Hafhs und
über die Nehrung hin das dunkle Blau der
Östsee, die nun so nahe liegt. Ein Schleppzug
hier, ein ferner Dampfer dort — sonst alles
ehern — feierlich — unberührt. Elbing, als
einige größere Stadt auf unserem Wege,
leuchtet in der nun wieder klar gewordenen
Sonne freundlich auf; Ziegeleien und Fischer-
dörfer mit typischen Fischerkähnen umranden
den weißen Strand; landeinwärts, wie schon
auf dem letzten Teil der vorigen Strecke, in
Westpreußen, dem jetzigen polnischen Korridor,
Dörfergemüsel, alte umwucherte Häuser und
Katen unter schliff- und moosbedeckten Dächern.
Frauenburg und Braunsberg grüßen mit schlanken
Münstertürmen. Wer bei uns in Deutsch-
land weiß von deren Geschichte, die eine deutsche
ist? — Stadtaufzug und Turmbau zeigen es so-
gleich — und deren Geschichte gewisse Völker
jetzt gern zu einer polnischen machen wollen.
Ach ja, wir schwaben über der deutschen Insel
Östpreußen, wo die bewußten Deutschen bereits
Sehnsucht tragen nach dem Mutterland, als
seien sie ihm schon entrissen. Ja, ja, die Feinde
und ungetreuen Nachbarn wissen schon, was sie
an Deutschland haben! Denn Deutschland ist
schön und reich! Herrgott, wenn man da oben
so auf viele, viele Meilen fruchtbarer, in Blüte,

Blust und Trieb wiegender, wogender Sluren, auf ungezählte deutsche Eichen und Buchen sieht, wenn man ermißt, wie da unter uns in eben dem Augenblick unseres Drobenthalfliegens, neben und troß all dem politischen und wirtschaftlichen inneren Wirrwarr und Haß und Geckrampse Fleiß und Regsamkeit und Lebewollen hochauflutet — ist's nicht, als singe unser Motor das donnerbrausende Lied des deutschen Arbeitslegens? — dann gewahrt man erst — denn in Stadt und Stuben ist der Blick zu befangen und umhangen —, was die Feinde uns angetan haben, was sie noch weiter aus uns herausholen wollen — und was wir nicht und nie ertragen können — so wir noch Deutsche sind. —

Königsberg, das Ziel meiner Lustreise, taucht als Häusergewimmel und turmgekrönt auf. Motorgeknatter — an das man sich bald gewöhnt, derart, daß es einem zeitweise gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt — hört auf. Im Gleitsflug — mir sehr lieb, weil dem Vogelsfluge am nächsten — kreisen wir in weiten, reizvollen Blicke auf die Stadt bietenden Spiralen nieder. Und betrübten Herzens überlässe

ich meinen Weg nun ganz der Erde. Sie hat uns wieder. Gesund, unverfehrt sind wir in wenigen Stunden von Hamburg nach Königsberg geflogen. Statt Dank aber weiß das kindlich-unzufriedene Herz nur ein Unbehagen vor den, auch, so gewohnten Erdenstraßen.

Die Tage in Königsberg und danach in Danzig, manche spätere noch und viele stille Stunden sind übersegnet und werden überjont sein von dem großen, diesesmal sogar vielfältigen Erleben.

Es ist etwas Herrliches um das Fliegen! Glücklich preise ich mich, ein Sohn dieser Zeit zu sein, so schwer sie auch ist und so viel trübe Sorgen und Widerstände sie uns auch entgegenstellt. Durch das Fliegen wird mir in Geist und Seele besondere Spannung verliehen, immer neue Widerstandskraft erzeugt und dem Herzen gezeigt, wie köstlich das Leben troß allem ist — wenn man es nur vermag, seiner Sehnsucht Schwingen, seines Wollens Flügel zu entfalten und aufzuheben zu lauterem Werk zum Wohle der Gesamtheit seines Volkes und der Vertiefung des Menschentums.

Geburt

Eine Novelle

Von Martin Bormann

Jürgen Ahlers saß in einem hellen, mit hygienischer Vornehmheit ausgestatteten Zimmer des großen Hotels, dessen Name nach der kleinen Stadt lautete, die so fernklingend und fremd genannt wurde, und die zwischen den Bergen und den Flußläufen der Sarca ganz am Nordufer des Lago di Garda ihre Lage hatte. Jürgen Ahlers konnte, wenn er beim Schreiben den Kopf hob, durch das halb verhangene Fenster die bewimpelten Boote im Hafen sich wiegen sehen — was, wie alles hier zu Lande, auf bunte und formleichte Art geschah — und er konnte, ließ er den Blick zur Linken schweifen, das weite Wasser des freien Sees überschauen, dessen Farben, zwischen Azurblau und Dunkelgrün in köstlicher Unbestimmbarkeit schwankend und schillernd, mit Schärfe gegen das Weiß der Piazza Tarducci abstachen: ein Bild von unwirklichem, seltsamem Eindruck, dem sich Jürgen Ahlers nur von Zeit zu Zeit und mit verschleiertem Gesichtsausdruck hingab.

Während der letzten Monate des Winters, eines äußerst lang anhaltenden, äußerst nordischen und herrischen Winters, war er von

liebender Fürsorge zur Bahnhofshalle der Vaterstadt geleitet worden, von wo ihn der Adriaßenzug binnen dreimal neun Stunden ins Tridentino getragen hatte. Dort hatte er sich, als Zufluchtsort eines Lungenkranken und nach Sonne Begierigen, ohne Säumen die Gegend um Arko zum Aufenthalt ausersehen: Jene kleine, fremdklingende Stadt, der fortan seine Liebe gegolten hatte.... Wieviel Tage und Wochen waren seither vergangen? — er wußte es kaum. Er erhob sich.

Auf dem Korridor fand er nichts als Stille, Eleganz und europäische Luft. Ohne sich an jemand zu wenden, betrat er einen der Fahrstühle, der oben hielt, schaltete den Hebel ein und glitt langsam ins Parterre hinab. — Während seines Abwärtschwelbens sah er durch das eiserne Netz hindurch, das an einer Stelle die Wand zwischen den Fahrstächten ersetzte, einen erleuchteten Gegenstand sich auf und nieder bewegen. Er bemerkte den andern Lift und erkannte im Glas der Türe das dänische Fräulein, das in großer Aufregung war. Sie flog in ihrem Gefängnis auf und nieder, rückweise

und schwerfällig, wie ein Insekt, das sich in die helle Laterne eines Kutschwagens verirrt hat, gespenstische Tänze aufführt und lange Schatten auf die Landstraße wirft.

Jürgen Ahlers machte in der Halle das Personal auf den Vorgang aufmerksam, es entstand einige Aufregung — dann dauerte es nicht mehr lange und das dänische Fräulein trat ihm gereitet entgegen: die stumme literarische Gefährtin, die ihren weichen, hältlosen Körper auch heute in Schwarz gekleidet hatte. Während er schon wieder von ihr Abschied nahm und ins Freie trat, fiel es ihm ein, wie sehr eigentlich sein Zustand der Situation glich, in der sich das dänische Fräulein befand. Und wie er heute so etwas wie einen Versuch vor habe, sich aus ihm zu befreien.

Er ging durch die enge, fremdländische Stadt und schaute mit verwunderten Augen auf die Bevölkerung, die ihn feindselig umkreiste, und deren Volkstracht in der grellen Sonne so bunt erschien, daß sein Auge geblendet wurde. —

Jürgen Ahlers schritt immer nach Osten zu, dem Villenteil der kleinen Stadt, dem Ort seiner Verabredung, entgegen. Er kam auf eine Straße, die mit Palmen und Magnolien bepflanzt war, er folgte ihr und gelangte zum freien Seeufer. Hier verebbte der Trubel, die Lust war weich und gelinde, und vom Ufer her kam zu Seiten ein heißer, ein süßer Hauch.

Vom Staub der Straße war man durch eine hohe Mauer getrennt, die mit Efeu bepflanzt war; und am Ende des langen, niedrigen Seesteges war der Platz, der so sehr an die Heimat erinnerte! Vom Ufer immerhin durch einige Meter geschieden, hatte man hier, wenn man sich am Boden lang ausstreckte, das schwindelerregende Gefühl, gemächlich wie auf einem Boot ins Weite zu treiben, nach einer sagenhaften Insel dort in der Ferne, versteckt hinter den Wellen dieses unbestimmbaren farbigen Wassers; und das Wasser war vielleicht das Wasser der Heimat, vom Winde getragen.

Die Ora strich über den See, sie kämmte Jürgens Haare nach hinten, sie knatterte mit dem Tuch seines Jacketts, kühlte den Leib und bog die Zweige des Bambusrohrs am Ufer zu Boden, so daß sie sich elastisch in den Gelenken wiegten.

Als er aufstand, gewahrte er, daß Gotthold Dingler, der Freund, und Gisela, des Schwerindustriellen Tochter, seiner schon warteten.

Er schritt auf das Paar zu. Gotthold stellte zwei Finger seiner linken Hand so, als halte er mit ihnen eine Prise Salz.

Gisela war eine ungeheuer graziöse, kleine Person, niedlich, mit einem mokanten Mund, und der Schalk saß hinter ihren grauen Augen. Trotz ihrer naiven, geschnittenen Zierlichkeit waren die Formen ihres Körpers für ihr Alter geschmeidig und frauenhaft. Ihr Gesicht, wie bei vielen Kraushaarigen und Brünetten, war weiß, klug und gemessenhaft, mit dem feinen, ernsten Näschen.

Jürgen sagte, daß sein Freund so lange schon von diesem Ausflug gesprochen hätte. — Ihm war unbehaglich zu Mut. Er ahnte, daß er hier ein Störenfried sei.

Jetzt gingen sie durch die Stadt zurück, denn ihr Ziel lag in der anderen Richtung des Ufers. Gisela schritt in der Mitte, rechts von ihm. Er konnte das kleine weiße Profil mit den krausen Haaren an der Stirn bisweilen mit seinen Augen streifen. — Sie hatte das Haupt ein wenig gesenkt. Zweifellos, Gotthold hatte ihre Hand ergriffen. Jürgen konnte es nicht sehen, aber er fühlte es. Er stellte es sich vor, wie sich diese beiden Hände berührten sicherlich hatten sie nur die kleinen Finger ineinandergehakt, nach Art von Liebenden, und nun würden sie bald anfangen, ihre Arme rhythmisch und leicht zu schwingen im Gefühl der Einheit. — Welche Worte hätten zu dieser gewissermaßen innerlichen Situation gepaßt? Er fand keine.

Sie hatten die Stadt durchquert und marschierten auf jener unvergleichlichen Felsenstraße, die in den abstürzenden Basalt der Rachetta getrieben ist. In leichter Steigung gelangten sie hier zu Aussichten, deren Schönheit unglaublich und unirdisch war.

Jürgen hätte doch etwas sagen sollen, ein leeres Wort um des Wortes willen, an das sich dann andere Banalitäten geknüpft hätten. So aber war Gotthold nicht mehr von einer Taktlosigkeit abzuhalten, die ihm das quälende Schweigen aufgenötigt hatte. Von Natur aus zu Eifersüchtlein geneigt, begann er Gisela in Jürgens Gegenwart mit Vorwürfen aller Art zu überhäufen.

Sie sah nach Jürgen hin und machte einen Mund, als wollte sie weinen.

Es gilt jetzt, sich irgendwie zu retten, dachte Jürgen Ahlers. Er wußte es, er müßte jetzt etwas Großmütiges und Joviales sagen, eine lächelnde und welschdere Zurechtweisung; aber er brachte es nicht zu Wege. Hätte er es gesagt, so wäre es auf eine wißlose und traurige Art herausgekommen, das wußte er. Er schwieg still und sah sie an, mit einem verzerrten Lächeln,

und einem so unruhigen Blick, daß beide unwillkürlich ihren Streit aufgaben und voller Verwirrung auf dies unendlich gespannte Gesicht schauten.

Um sein Unglück voll zu machen, versuchte Gotthold, Jürgen zu ermuntern.

„Du bist entsetzlich still“, sagte er, und dies genügte, um Jürgen für heute zu verderben.

„Ich fühle mich nicht wohl“, antwortete er und verfiel unwillkürlich in den Ton, mit dem er auf der Schule diese übliche Entschuldigung vorgebracht hatte, so oft er sein Pensum nicht beherrschte.

Fräulein Gisela fand Interesse an ihm. Sie erzählte ihm von einer unverheirateten Tante in Dortmund, die ebenfalls Schriftstellerin, mit Erfolg sogar, denn neulich seien mehrere ihrer Gedichte in einem Blatt aufgenommen.

Wie fesselnd! Wie sehr sich Jürgen dieser Tante verbunden fühlte! Lebte nicht in seinem Hotel ein dänisches Fräulein, die man an das Blatt empfehlen konnte? Ein Ueberseizer würde sich schon finden.... Nein, diese talentierte Tante! Und er wurde geschüttelt.

Man stieg, ohne es zu merken, immer höher. Gotthold und Gisela unterhielten sich über Angelegenheiten, die nur sie angingen. Sie sprachen angeregt über den Bruder der literarischen Tante, der nichts tat, als in seinem Obstgarten auf Apfelsiebe aufzupassen.

Der Berg zu ihrer Rechten warf lange Schatten, in deren Bereich sich die glitzernden Wellen des Sees wie durch einen Zauberzauber tief grün färbten. Drüben am andern Ufer glänzte der Schneegipfel des Altissimo und die rote Gesteinklippe des Monte Brione.

„Sehen Sie“, sagte Jürgen, und ein Redeschwall überwältigte ihn plötzlich, „ich liebe diesen See, dies Märchen in lauer Luft, dies erschlaffende, farbenreiche Erlebnis. Ich liebe ihn, seit ich ihn bei der Hinreise von der Passhöhe San Giovanni aus gesehen habe. Seinetwegen blieb ich nicht in Arko, wo ich jetzt nach ärztlichem Rat unter Zypressen auf einem Liegestuhl meine Tage verbringen sollte. Seinetwegen fuhr ich von dort hinab ans Ufer, in diese kleine Hafenstadt, die so fern-klingend und fremd genannt wird, und deren weiße Straßen so unwirklich und verzaubert wirken.“

Fräulein Gisela verstand das nicht, und die Stimmung wurde noch unbehaglicher.

„Du Jürgen“, sagte später Gotthold unvermittelt, „nun will ich Dich noch um etwas bitten. Du weißt, Gisela war auch in dem Stück,

das wir alle in Meran gesehen haben, und da Du so fein Stimmen nachahmen kannst, so mach uns doch die Freude bitte! Du weißt, wie ich mich gestern bei Dir vor Lachen gewälzt habe! Weißt Du, wenigstens Herrn Gstaudinger kannst Du einmal imitieren, Du weißt ja, die eine Szene, natürlich die Szene....“

Dies also war der Grund, dachte Jürgen, weshalb Gotthold so in ihn gedrungen war, er möchte ihn auf diesem Spaziergang begleiten? Er sollte hier ein wenig der bezahlte Komödiant sein, der durch sein wenig beachtetes, aber herkömmlich gefordertes Spiel das Fest verschönern half? —

„Bitte, lieber Herr Ahlers!“

„Aber gewiß, wenn ich Ihnen damit eine Freude machen kann?“

Es war eine alte, ausgetretene Tragödie vom Bajazzo, folgerte er, farbloser, aber psychologischer. Dann sah er in Gottholds wasserhelle Augen, und sein Besluß stand fest.

Sein Talent, Stimmen nachzuahmen, war ihm schon auf der Schule von größtem Gewinn gewesen. Das ganze Geheimnis dieser Imitation bestand darin, daß Jürgen den rhetorischen Ausdruck seiner Opfer gleichsam abmalte und nie karikierte.

O, wie die beiden sich amüsierten! Gisela lachte aus vollem Hals und Jürgen hielt mitten in der Produktion inne.... Er erläuterte mit verlegenen Worten, was er darstellen wollte. Sein Gedächtnis hatte ihm ganze Stellen des Dialogs wörtlich bewahrt; nun kam ihm dies zuflattern. Sein Gesicht sah zweifelnd aus, aber seine Stimme, bei den Erläuterungen eng und belebt, wurde frei und klangvoll, sobald sie unter der Flage eines Fremden segelte.

Sie waren zu einer Schlucht gelangt, deren Eingang durch ein weites, geräumiges Gasthaus gesperrt war, so daß man wohl oder übel dort einkehren mußte.

Da brach Jürgen kurz ab. Er hatte nun Herrn Gstaudinger imitiert. Er glaubte, seiner Pflicht genügt zu haben. Er verabschiedete sich.

„Ach“, sagte Gisela, „jetzt, wo es so nett wird?“

„Ja“, sagte er, „ich habe noch eine zweite Verabredung vor.“

Gotthold sagte: „Ich dachte, wir wollten jetzt alle zusammen ein wenig schlennen?“ — Im Grunde schien er damit einverstanden, daß Jürgen sich verabschiedete. Er hatte sich in ihm getäuscht; das genügte ihm, ihn zu verachten.

Gisela reichte ihm die Hand, leicht und warm, und er sagte noch ein paar Worte, die so klangen, als spräche ein Fremder aus ihm. Dann ging er. Sein Gesicht war steif, und seine Brust ging ruhig und still, mit unmerklicher Trauer.

Er kannte diese beiden kaum er kannte sie wirklich nicht. Was hatte er für Verdienste aufzuweisen? Hatte er schon einmal Apfelsiediebe aufgegriffen und durchgeprügelt?

Die Sonne färbte die Gipfel der Berge. War dies alles überhaupt ein Erlebnis? — Jürgen Ahlers war in voreiliger Reise bis zu jener krankhaften Höchststufe des Bewußtseins gelangt, in der man meint, das Letzte, Eigenliche jedes Erlebnisses sei seine Unwirklichkeit.

Dort oben standen Gotthold und Gisela, er konnte noch ihre scharfgeschnittenen Silhouetten unterscheiden. Er schaute das alles bis ins Kleinste. Aber ihm war nicht mehr weh darum. Diesen einen Gedanken nur bewegte sein Hirn, tot und mechanisch, rasselnd, unübersehbar und unaufhörlich, wie eine Zahllentreih. Es soll also nicht sein es soll also nicht sein.

Im Hotel angelangt, fuhr er sofort auf sein Stockwerk. Vor der Tür des dänischen Fräuleins aber lächelte er.

Der See lag wie ein schwarzer, geschlüsselter Stein, nur weit in der Ferne verlieh ihm der Mond einen silbernen Schimmer. Es war eine Nacht voll von Geheimnissen, weich in den Konturen, geschaffen, die Härte der Dinge in Seufzer aufzulösen.

Und durch ein Wunder reckte sich der Fremdling in Jürgens Seele, der solange tot gewesen, er wuchs, ward riesengroß in Schmerz und Glück; nun rang er mit dem grausamen Bändiger, hart und lange, nun hatte er den Starken besiegt, nun herrschte er!

Jürgen lag mit starrem Gesicht auf den weißen Decken, er schluchzte nicht, sein Leid verrät keine Erschütterung. Aber er wendete den Kopf und begrub ihn in den Kissen. Dort, ganz verborgen, öffnete er die Augen und schaute hinein in das weiche Dunkel, das ihn umgab. Ihm war es, als starrte er in einen Bergwerkschacht hinein, in dem tief unten Arbeiter mit kleinen Lichtern glühend und tanzend umherließen.

Der schaffende Künstler in ihm begann zu erwachen, zu arbeiten, zu gestalten. Und die ungeduldigen Einzelheiten legten sich ihm zurecht, während die Stunden der Nacht brausend dahinglitten. Als die Morgensonne ins Zimmer

drang, sieghaft und gekrönt von ihrem Kampf mit der Nacht, erhob sich Jürgen Ahlers sofort.

Um ihn herum war es schwer und klar wie seine Zukunft. — Er fuhr in die Halle hinunter und zeigte seine Abreise an.

Man sagte ihm dort: Er dürfe durchaus nicht die Kur unterbrechen ... und weshalb denn? „Ich reise ab“, wiederholte Jürgen, „heute noch“. Und er traf die nötigen Anordnungen.

Er eilte davon. Am Ende der Straße wollte er noch einmal zurückblicken, aber er unterließ es. Es würde ja doch niemand außer dem dänischen Fräulein nach ihm gesehen haben.

Er erreichte den Zug. Einmal nur hob er während der Fahrt den Kopf und sah auf die Landschaft. Sie fuhren auf der Höhe von San Giovanni. Er umfasste das schmerzlich-unwirkliche Bild, einen Augenblick lang sah er tief unten die kleine Stadt liegen, die so fernklingend und fremd genannt war, und in der er nun — er zählte — ach wieviel? karge Monate gelebt haben wollte. Felsstücke schoben sich zwischen ihm und das Bild....

In Mori mußte er lange warten. Endlich stürmte der Express in die Halle, zornig und kolossal, den Boden erschütternd, hundert schnausende Fähnchen vor der Eisenbrust. Jürgen stieg ein und fuhr gen Norden. In den Tälern Tirols schwang der Frühling mit triumphierender Macht, aber als er spät zu Nacht und schlafrig in München ankam, fiel dort Schnee.

Er rastete nicht. Er fuhr zehn Stunden dem Norden zu, und am Morgen war das Fenster seines Abteils mit nasser Kälte beschlagen. — Sonst geschah nichts Erwähnenswertes auf dieser langen, langsamen Fahrt, es sei denn, daß man Folgendes dafür halten konnte:

Er war noch einen vollen Tag gefahren; unfern schon lag der Ort seiner östlichen Vaterstadt. An einer kleinen Station hielt aus einem unerklärlichen Grunde der Zug, und die Fahrgäste zeigten sich mit ärgerlichen Mienen an den Fenstern. — Jürgens Abteil war leer geworden, er ließ das Fenster herab. Er blickte auf den Fichtenwald, der dicht bis an das Stationshäuschen ging, und der sich unter dem nordischen Sturm bog. Jürgen hatte die Empfindung, als sei plötzlich die Bewegung des Zuges auf diesen unruhigen Wald übertragen worden.

— Er atmete tief und kräftig die Luft ein, diese herbe, heimatische Waldluft, die von schweren Geburten erzählt und von späten Früchten.... Der Sturm schwoll unausgesetzt

an, währenddessen Jürgens Zug noch immer in unheimlicher Ruhe verharrte. Ein kleiner, abgerissener Fichtenzweig trieb auf dem Bahnsteig vorbei. Die Fahrgäste an den Fenstern wurden immer ungeduldiger. Da begab es sich, daß Jürgen seinem Wagen entstieg, schen umherspähte und dann in auffälliger Weise nach der Bahnhofsuhr blickte, als ob er die seinige nach ihr stellen wollte. Beim Rückweg jedoch

hob er unbemerkt jenen kleinen Fichtenzweig auf, den der Wind vorbeigesetzt hatte. — Er stieg in sein Abteil zurück, schloß die Vorhänge und streckte sich lang auf der Bank aus. Er legte den Fichtenzweig, von dem ein schwerer und trauriger Duft ausströmte, quer über die Brust und fasste die Hände darüber. Hierbei weinte er, doch so, daß sein Körper gleichsam in lebloser Ruhe verblieb, und nur die Tränen ließen. . . .

„Ostpreußische Flüchtlings“

Von Alfred Hein

Es ist ja eine so bekannte Tatsache, daß die meisten zu einiger Bedeutung gelangten Menschen Ostpreußen verlassen, nachdem es ihnen als Sprungbrett gedient hat. So wohnen oft preußische Dichter und Musiker lieber anderswo als gerade in Königsberg (obgleich einige Reize auch dieser Stadt abzugewinnen sind), allenfalls halten noch einige tüchtige Maler stand, deren Seele allzusehr mit Nahrung und masurischem Wald verwachsen ist.

Aber auch einer aus dieser Kunstgruppe, und nicht der unbedeutendste, verläßt Königsberg: Gerhard T. Buchholz, der in den Theaterbriefen öfters genannte Künstler. Sein Werk ist ja in den Ostdeutschen Monatsheften bereits früher eingehend gewürdiggt worden, so seien ihm nur einige Worte aufrichtigen Bedauerns nachgerufen, ehe er sich gen Westen wendet. Seine lichten Bühnenlandschaften, seine „Sphinx“ in Rosenheims Regiestieg „Cäsar und Cleopatra“, seine Dekorationen zu Strindbergs als Mysterium aufgeföhrter Komödie „Rausch“ u. a. verrieten alle einen großen künstlerischen Zug, der in seinen monumentalen Linien die kleine Kammerbühne sprengte und oft geradezu kosmisch weitegte.

Einen zweiten empfindlichen Verlust erleidet das Schauspielhaus durch den Weggang des Oberregisseurs Dr. Wolff von Gordon. Richard Rosenheims geniale Regieleistung, die er mit der Aufführung der „St. Jacobsfahrt“ im Stil der mittelalterlichen Mysterienbühne brachte, sei unbestritten in ihrem Drang und Willen nach neuer Gestaltung — ausgeglichene, feinertafete, hinter dem Werk zurücktretende und doch durch Rhythmus und Tönung persönliche Schwingung hervorrufende Spielleitung aber gab Dr. Wolff von Gordon. Wie er Mörikes Stücklein aus „Maler Nolten“: „Orplid“ bei seiner Uraufführung in echte romantische Stimmung tauchte, dadurch, daß er es kurzweg als Schattenspiel gab — die Schauspieler standen als Silhouetten vor durchleuchteter Leinwand —, wie er Greiners übermütiige „Lipistrata“ leicht angriff, wie er, das anfechtbare Werk fast zu einem vollen Erfolge führend, Gerhart Hauptmanns „Peter Brauer“ gemäßigt nachzeichnete und im Verein mit dem malenden Buchholz die echte deutschverträumte

Märchenstimmung von Eulenburgs „Ritter Blaubart“ traf, wird von allen Besuchern dieser Stütze nicht so leicht vergessen werden. Buchholz wandert nach Frankfurt a. M. aus, Gordon nach Wiesbaden.

Ans Berliner Schillertheater (Charlottenburg) geht die beste Schauspielerin der Königsberger Volksbühne: Marianne Stoldt. Die Heldeninnen fast aller bedeutenden modernen und klassischen Stücke, die in der Volksbühne im letzten Jahre aufgeführt wurden, von ihr mit einer wandlungsfähigen, einfühlssamen, echt schauspielerischen Kraft gespielt. Sie war flinkzüngig und anmutig in „Viel Lärm um Nichts“, fand sich herrisch und hold in die Isot Ernst Hardts, holte sich Sudermanns Handkuß auf offener Szene für die Darstellung der Offiziersfrau in seinem „Notruf“ und stieg, den Wahnsinn in Stimme und Antlitz, als Lucile aufs Schafott in Büchners „Danton“. War eine entzückend rätselhaft wilde Käfe als „Elga“, und noch unvergessen ist ihre erste Leistung als prinzengeliebtes Dirlein in Dübergs „Korallenkettlin“.

Noch ein Theaterkenner, aber nicht nur das, sondern ein feiner geistiger Kopf überhaupt, will Königsberg verlassen, nachdem er uns durch seine schöpferische Spielleitung des Büchnerschen Dramas „Dantons Tod“ in der Volksbühne den Abschied schwer gemacht hat: Dr. Ernst B. Schwizkay, ursprünglich Theaterkritiker der Hartungischen, dann der Allgemeinen Zeitung, dann Dramaturg des Neuen Schauspielhauses und nun zum Schluss Gaftregisseur der Volksbühne. Vielleicht manchmal schon zu sehr Aesthet in seinem Kunstauffassen, traf er doch mit Glück oft das Richtige als Regisseur der Stücke Wildes und Shaws: er schuf da die geistreiche Atmosphäre, die für ihn selbst Lebensbedingung ist. Im „Danton“ wuchs er mit dem Werk. Die Aufführung war ein großer Rhythmus, erstaunlich der schnelle Szenenwechsel bei der Fülle der Bilder, und dabei war jedem Bild durch bis ins Feinstes stimmungstarke abgetönte Lichtwirkungen und einfache Farbenführung das Wesentliche gegeben. Revolutionstribunal, Schafott und Gefängnis, aber auch die Gebärden der willigen Schauspieler und wie gesagt, der ganze herrliche Rhythmus führten das dargestellte Werk dank dieser Führung zum Sieg.

Rundschau

Heinrich Schliemann

Von K. Ed. Schmidt

Am 6. Januar d. J. waren hundert Jahre seit der Geburt eines der größten und glücklichsten Altertumsforscher verflossen, ich meine Heinrich Schliemann. Ihm war es befohlen, als gereifter Mann den Traum seiner Kindheit zu verwirklichen. Mit reger Phantasie begabt, erhielt er als achtjähriger Knabe von seinem Vater, dem Pfarrer in Ankershagen in Mecklenburg-Schwerin, zu Weihnachten ein Buch geschenkt mit einem Titelbild, auf dem das brennende Troja zu sehen war mit seinen ungeheuren Mauern und dem Skäufchen Tor, ferner der fliehende Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt. Als ihm nun der Vater vom Trojanischen Krieg erzählte und vom Schatz des Priamos und seine Frage, wo Troja gelegen habe und wie es da jetzt aussiehe, beantwortet hatte, erklärte er höhnisch, er wolle die verächtliche Stadt wieder ausgraben. Dieser Gedanke verfolgte ihn seitdem überall und erhielt wenige Jahre darauf neue Nahrung. Nachdem Heinrich eine kurze Zeit das Gymnasium, dann die Realschule in Neu-Strelitz besucht hatte, nötigte ihn ein schweres Unglück, das seine Familie betroffen hatte, als Lehrling in einen kleinen Krämerladen in dem Städtchen Fürstenberg einzutreten. Hier erschien eines Abends ein betrunkener Müllergeselle, der es einst bis zur Oberprima des Gymnasiums zu Neuruppin gebracht hatte. „Der junge Mann“, erzählt Schliemann in seiner Selbstbiographie, „hatte sich leider dem Trunk ergeben, dabei aber seinen Homer nicht vergessen; denn er rezitierte uns nicht weinend, als 100 Verse dieses Dichters und stand auf, sie mit vollem Pathos. Obgleich ich kein Wort davon verstand, machte doch die melodische Sprache den tiefsten Eindruck auf mich, und heisse Tränen entlockte sie mir über mein unglückliches Geschick. Dreimal musste er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Branntwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch lernen zu dürfen.“

Schliemanns heißer Wunsch sollte sich erfüllen, wenn auch erst nach einigen Jahren. Vom Schicksal nach Amsterdam verschlagen, lernte er hier, von einem wunderbaren Gedächtnis begünstigt, Englisch, hauptsächlich dadurch, daß er den „Vicar of Wakefield“ und den „Ivanhoe“ auswendig lernte. Ebenso bemeisteerte er das Französische, indem er, ohne sich um die Grammatik

zu kümmern, die „Aventures de Télemaque“ und „Paul et Virginie“ auswendig lernte. Eine russische Uebersetzung der „Aventures de Télemaque“ unterstützte ihn denn auch in der Erlernung des Russischen.

Die Kenntnis dieser Sprache war für Schliemann von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Geschäfte führten ihn nach Petersburg, und hier erwarb er hauptsächlich durch den Handel mit Indigo ein beträchtliches Vermögen. Bei Beginn des Krimkrieges entging er in wunderbarer Weise dem Verlust seiner Habe. Die russischen Häfen waren blockiert, und die für Petersburg bestimmten Waren wurden nach Königsberg und Memel verschifft, um von da auf dem Landwege weiter befördert zu werden. Von London und Amsterdam nun gingen zwei Dampfer mit mehreren hundert Kisten Indigo und andern Waren für Schliemann nach Memel ab. Er selbst reiste zu Lande nach, kam nach Königsberg und kehrte im Hotel de Prusse an der Grünen Brücke an; es war am 3. Oktober 1854. Am nächsten Morgen fiel zufällig sein Blick, als er zum Fenster hinausschaute, auf die in Goldbuchstaben am Grünen Tor prangende Inschrift:

Vultus fortuna variatur imagine lunae:
Crescit, decrescit, constans persistere nescit.

„Ich war nicht aber gläubisch“, erklärt Schliemann, „aber doch machte diese Inschrift einen tiefen Eindruck auf mich, und eine zitternde Furcht, wie vor einem nahen unbekannten Mißgeschick bemächtigte sich meiner.“ In der Tat schien seine Ahnung sich zu bestätigen. Gleich hinter Tilsit vernahm er zu seinem Entsehn, daß Memel von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht und sämtliche Speicher in Flammen ausgegangen seien. Sein Geschäftsfreund, der ihn empfing, wies auf die noch glimmenden Reste und sagte: „Da liegen unsere Waren“. Der Schlag war hart, das ganze Vermögen von 150 000 Talern hatten die beiden Dampfer nach Memel gebracht. Im Begriff, wieder in den Postwagen zu steigen und abzufahren, erzählte Schliemann einem Mitreisenden von seinem Mißgeschick. Da rief einer der Umstehenden: „Der Schliemannsche Speicher ist ja der einzige, der stehen geblieben ist. Das Feuer kam daneben aus und wurde von dem furchtbaren Nordwind südwärts getragen.“

„Da der Himmel fortfuhr“, erzählt Schliemann weiter, „allen meinen kaufmännischen Unternehmungen ein wunderbares Gelingen zu schenken, befand ich mich schon gegen Ende des Jahres 1863 im Besitz eines Vermögens, das an Größe alles übertraf, was ich in meinen kühnsten Träumen je zu erstreben gewagt hatte. Inmitten allen Gewöhns des geschäftlichen Lebens aber hatte ich nie aufgehört, an Troja

zu denken und an die 1830 mit meinem Vater getroffene Uebereinkunft, es doreinst auszugraben." Mittlerweile hatte Schliemann nach seiner bewährten Methode auch Neugriechisch und in weiteren drei Monaten Altgriechisch gelernt und las nun im Laufe von zwei Jahren so ziemlich alle griechischen Klassiker. Die größte Begeisterung weckte natürlich bei ihm Homer, den er immer und immer wieder las.

Mit einem Vermögen, das ihm jährlich 200 000 Mark abwarf, wovon er die Hälfte für seine Forschungen und Ausgrabungen zu verwenden bereit war, gab er seine kaufmännische Tätigkeit auf. Nachdem er verschiedene Reisen gemacht hatte, erforschte er mit seiner Gattin, einer Griechin, im Jahr 1870 zunächst die Baustelle von Ilion (Hissarlik), wo er die Schichten von sieben Städten aufdeckte, von denen er die zweite von unten, "die verbrannte Stadt", für das Homerische Troja hielt. Hier fand er den sogenannten "Schatz des Priamos", pfundschwere goldene Becher, große silberne Kannen, goldene Diademe, Armbänder, Halsketten, die aus tausenden von Goldplättchen bestanden, u. a. Alle hier gefundenen Schätze schenkte Schliemann dem Deutschen Reich; sie sind im Museum für Völkerkunde in Berlin als besondere Abteilung, die den Namen Schliemann-Museum trägt, aufgestellt.

Noch großartiger war der Erfolg seiner 1876 veranstalteten Ausgrabungen auf der Akropolis von Mykenä, wo er die uralten Königsgräber, die Ruhestätten des Agamemnon und seiner Gefährten, aufdeckte. Die hier gefundenen Gegenstände aus reinem Gold übersteigen einen Zentner an Gewicht. Auch weiterhin glücklich in seinen Unternehmungen, grub er 1881/2 die Schatzkammer in Orchomenos aus und 1884/85 mit Dörpfeld zusammen den umfangreichen vorhistorischen Palast der Könige von Tiryns. Am Ende seines Lebens kehrte er wieder zu seiner Lieblingsstätte Troja zurück, wo er unter Mitwirkung seines Freundes Dörpfeld von neuem zu graben begann. Am 26. Dezember 1890 ereilte ihn auf der Rückkehr von Deutschland nach seiner neuen Heimat Griechenland in Neapel der Tod. Ueber seinem Grabe in Athen erhebt sich ein prächtiges Mausoleum.

Als 1881 Schliemanns Prachtwerk "Ilion, Stadt und Land der Trojaner" erschien, arbeitete ich gerade an meinem Parallel-Homer. Das Buch entzückte mich dermaßen, daß ich dem glücklichen Archäologen meinen Dank für den Genuss, den ich an dem Werk gehabt, in einem Schreiben aussprach. Schliemann antwortete in verbindlicher Weise, und als ich den Parallel-Homer beendigt hatte, fragte ich an, ob ich ihm "dem Entdecker Trojas", widmen dürfte. Die Widmung wurde gern angenommen. Seitdem haben wir ab und zu Briefe gewechselt, besonders auch, als ich 30 Exemplare meines Parallel-Homer an das Kultusministerium nach Athen sandte mit der Bitte, sie unter die höhern Schulen Griechenlands zu verteilen. Alle seine Briefe, die mir ein teurer Schatz sind, hat Schliemann in klassischem Griechisch geschrieben.

Hier ist leider nicht der Ort, einen im Original wiederzugeben.

Es ist nicht ohne Interesse, daß der große Mann Beziehungen zu unserer Provinz hat. Eine Schwester von ihm war an den Oberlehrer Wilhelm Kuhse in Lyda verheiratet, in dessen Hause Schliemanns Vater auf einer Besuchstreise im November 1870 starb. Er ruht auf dem dortigen Friedhof.

Das deutsche Kunstleben in Neupolen

Von Paul Hilbig

Bald nach dem Einrücken der Polen in das abzutretende Gebiet der Provinzen Posen und Westpreußen verstummte die deutsche Kunst immer mehr. Ein Theater nach dem andern verschloß seine Pforten der deutschen Kunst. Hier und da noch ein leichtes, lecktes Aufblitzen, dann ein vollkommenes Erlöschen. Weder eine deutsche Theatervorstellung noch ein deutsches Konzert erfreute das Herz des Nicht-ausgewanderten.

Bald aber fanden sich einige Herren, die einahmen, daß dem Versanden der Kunst ein halt geboten werden muß. Sie besaßen Tatkräft und Unternehmungslust und veranlaßten die Gründung von Dilettantenbühnen. Diese hatten den Zweck, deutsche Kultur hochzuhalten, Kunst in unserer Muttersprache weiter zu übermitteln, solange, bis es möglich ist, wieder Berufskünstler heranzuziehen und evtl. gar wieder ein deutsches Theater zu schaffen. So entstanden in Bromberg, Posen und vor einem Jahre auch in Graudenz "Deutsche Bühnen". In Thorn wurde Anfang Dezember 1921 der gleiche Versuch gemacht. Die erste Stelle der "Deutschen Bühnen" nimmt unbestreitbar die Bromberger ein, die in Anbetracht dessen, daß alles nur Dilettanten-Schauspieler sind, sehr gutes leistet. Die Spielplangestaltung war ebenfalls eine sehr gute und brachte literarische, klassische, Lustspiel- und Operettenware. Man gab u. a. Elga, Räuber, Kabale und Liebe, Wettkauf mit dem Schatten, Alt-heidelberg, Im weißen Rößl, Johannifeuer, Flachsman, Spanische Fliege, Dreimäderhaus, Vetter aus Dingsda und Masettchen, daß eigentlich ein Fehlgriff war.

In Posen war es infolge der geringeren Deutschenanzahl schon schwerer, geeignetes Material an Darstellern zu finden, doch kamen auch da gute Vorstellungen zustande und man konnte sogar Faust I aufführen. Frau Starke, die langjährige erste Heldin des früheren Stadttheaters Posen, ist eine große Stütze, zumal sie auch un-eigennützig die Regie übernommen.

Die verschiedenen Vereine in den meisten Städten gaben nun auch wieder Abende mit Unterhaltungs-, wissenschaftlichem und künstlerischem Programm. In letzter Zeit bemühten sie sich auch wieder um auswärtige Kräfte und man hörte Kapellmeister Mörike, Charlottenburg, Schriftsteller Brausewetter, Danzig, eine Kammermusikvereinigung der Berliner Staatsoper, die Sängerin Leonard, Robert Johannes.

Auch Lucie Kieselhausen tanzte. Diese Veranstaltungen verteilten sich auf die vier größeren Städte, Bromberg, Thorn, Graudenz, Posen hauptsächlich. (In Warschau hörte man d'Albert und Hans Heinz Ewers.) Im Musikleben machten sich noch angenehm die Konzerte des Pastor Greulich, Posen, nebst Söhnen bemerkbar, der in fast allen Städten, auch den kleineren, konzertierte!

Im Frühjahr 1921 unternahm ich es dann, als erster Berufskünstler nach Polen zu reisen. Vorerst veranstaltete ich Vortragsreisen mit meinen literarisch-heiteren Abenden. Im Laufe eines Jahres konnte ich in Polen allein 59 Abende sprechen, davon in Posen und Bromberg je 6. Ich erblickte hier ein neues Gebiet, um künstlerisch zu schaffen und unternahm es, eine Art Konzertdirektion für Polen einzurichten. Infolge der niedrigen Valuta mußte ich auf leicht erreichbare Kräfte reflektieren und engagierte von der Danziger Oper Fritz Bergmann, Fritz Stein und Bertold Pusch, einen Konzertbariton, der früher in Berlin, Paris, London, Riga usw. sang und auch hier Stürme der Begeisterung hervorrief.

Theatervorstellungen mit nur Berufsschauspielern wurden von mir ermöglicht. Ich hatte als Hauptstützen neben Lina Starke, Pojen, Brede, Brückel, Schwannecke, Ahrend vom Danziger Stadttheater und mit Rückicht auf die Danziger Tätigkeit der Künstler konnten weite Reisen nicht unternommen werden; ich beschränkte mich auf Bromberg und ging erst jetzt auch nach Posen und Thorn.

Meiner Überzeugung nach könnte jetzt an die Gründung eines ständigen Städtebundtheaters gegangen werden, zumal die polnischen Behörden zumeist sehr entgegenkommend sind. So braucht die Deutsche Bühne Bromberg statt 25% nur 10% Billetsteuer zu entrichten und erhält von der Stadt außerdem noch einen Zuschuß zu den Vorstellungen. Die Bevölkerung ist noch zu sehr an die deutsche Sprache gewöhnt und steht dem reinen slawisch-polnisch, das es von der Bühne hört, nicht ganz aufnahmefähig gegenüber und füllt stets zu mindest ein Drittel die Säle. Auf diese Weise kann auch diesen die deutsche Sprache erhalten bleiben.

Ein ostpreußischer Poet

Von Kopernikulus

Avenarius im „Kunstwart“ und Dr. Skibbe im „Grenzland“ haben ausführlich auf die Gedichte und das sonderbare Schicksal des durch Krankheit in frühester Jugend ertauten Buchbindergesellen Walter Scheffler aus Königsberg hingewiesen.

Auf das Leben Schefflers will ich hier nicht näher eingehen. Denn wenn die Wirkung besonderen Gesichts auf die Entwicklung künstlerischer Anlagen im Menschen dem Psychologen auch ebenso interessant und einleuchtend ist wie dem Laien derartige Enthüllungen der persönlichen Verhältnisse von Leuten, die durch irgend

etwas das Interesse der Öffentlichkeit erweckt haben, — so ist es doch seit Goethe schon zu einer bisweilen an Schamlosigkeit grenzenden Manier geworden, bei der Besprechung eines Künstlers mehr von seinem intimen privaten Leben als von seinen Werken, die doch schließlich die Hauptfäche für die Welt sind, zu reden.

Aus dem persönlichen Leben heraus sind Walter Schefflers Gedichte geboren. Seine Worte sind sein Leben. Aber das würde uns noch nicht berechtigen, ihn als Dichter zu empfehlen, wenn er dabei im Dilettantismus stecken bliebe. Sehr oft wird das Empfinden des Dilettanten ja echter sein als das eines wirklichen Dichters. Trotzdem könnten wir wenig damit anfangen. Und es mag vielleicht grausam klingen, aber echtes Empfinden, das ja schließlich jeder Leser besitzen muß, wenn er vom Dichter empfundne Werke wieder in sich will aufnehmen können, berechtigt nicht, sich unter die Jünger der Musen zu reihen. In einem Falle, wie in dem Schefflers, könnte man leicht verführt werden, mit Rücksicht auf das Schicksal des Verfassers seinen Gedichten manche Mängel nachzusehen.

Aber das haben wir bei Scheffler erfreulicherweise nicht nötig. Scheffler ist durchaus fähig, uns das, was er uns sagen will (eigentlich: was er — sich sagen will; und das ist der Vorgang bei jedem echten Gedicht und Kunstwerk überhaupt, weil es letzten Endes eine Selbstbefreiung ist) deutlich zu sagen. Bei aller volksliedhaften Form, ist diese Form Schefflers doch immer Beherrcherin des Stoffs. Er ist also zweifellos ein Dichter, und der Osten kann sich dessen freuen, hier einen Poeten, wie sie auch im Reich neben Gustav Schüler so selten sind, zu besitzen, dessen Gedichte in erster Linie der Ausdruck einer tiefen Religiosität sind.

Gleich das Einleitungsgedicht seines mit „Mein Lied“ betitelten Gedichtbandes gibt gewissermaßen den Auftakt der ganzen Sammlung. Es ist formal zwar weniger gut als die meisten andern, sagt aber mit seiner Überschrift „Gebet im Werdeleid“, womit wir es hier zu tun haben.

Herr, der du wohnst im reinen Licht,
erschäßlich nicht, doch fühlbar mir —:
Ich fühle, du vermarst mich nicht,
ob auch mein Herz auf Lust erpicht,
so oft sich abgekehrt von dir, —
ich fühl's an meinen Schmerzen hier.

Denn immer wieder in das Bad
flammheißen Leides duckt du mich.
Vom Leiden ward mein Leib ganz matt,
doch meine fleckige Seele hat
dabei ein Glück geborn in sich,
ein schöneres, rein und feierlich.
usw.

Schon das nächste Gedicht „Meiner Kirche“ ist formvollendet und greift uns ans Herz, aber der Raum ist zu knapp, um hier auch nur annähernd ausreichende Proben geben zu können. Der Band enthält über 140 Gedichte, welche, was Bibliophile interessieren wird, nicht

gedruckt, sondern von einem Freunde des Dichters schön lithographisch abgezogen und mit Buchschmuck versehen sind. Gebunden ist das Buch in geschmackvoller Weise vom Dichter selbst und erscheint im Selbstverlage. Man bestellt es bei Walter Scheffler, Königsberg Pr., Unterlaak 25, Hof III.

Einige Verse möchte ich aber doch noch herzeigen.

Wie entströmt da dem Gedicht „Märzland“ der Erdgeruch ostpreußischer Meerlandschaft, wenn es zum Schluß heißt:

„Zu weißer Glut zerschlägt der Woske Blei,
ein goldig Jubellicht erfüllt die Lüre,
und stark wie Schöpferatem wandert frei
ins junge Land der Salzgeruch vom Meere.“

Und was den poetischen (impressionistischen) Ausdruck für den Anblick des Meeres selbst betrifft, so muß ich offen gestehen, daß ich in der „Literatur des Meeres“ keine Verse kenne, die mich mehr gepackt haben, als Schefflers:

„Meer, unermessen
sich dehnende Ruh —
gib mir Vergessen,
tief wie du!

In dem Gedicht „Am Bahndamm“ heißt es:

„Ein gellender Pfiff — und nun polstert's vorbei —

Das klang wie der fiebernden Sehnsucht Schrei,
der Sehnsucht, die in die Ferne schweift,
nach Wolken kühn und nach Sternen greift
und weinend dann zur Heimat kehrt
und Ruhe auf einem Stein begeht.“

Aber die stärksten Töne findet Scheffler wohl doch in dem aus tieffester Selbstüberwindung heraus geborenen Gedicht „Ergebung“, von dem ich wenigstens Anfang und Ende herzeleben will:

„Einer bin ich, der das rote Mal
steter Dornen trägt an Stirn und Füßen;
wo mein düst'ring Herz ein Glück sich stahl,
hab' ich's immer bitter büßen müssen.
Sieh nun Herr: So banger Wanderzeit
blasse Blüten hab' ich hier geborgen

Was ich strebte, was ich wirk' und will,
bleibt in deinem weißen Willn beslossen.
Flüssig Erz bin ich und warte still,
bis nach deinem Wunsch mein Bild gegossen.“

Prosawerk eines Ostdeutschen

Von Otto Brattskoven

Der ostdeutsche Bezirk hat bis jetzt wenig Wesentliches im Bereich der Prosa ausgeworfen. Eigentlich tat es nur Schlesien, um Stehren und neuerdings Ulrich zu nennen. Heinmanns Novellen kann man nicht als Vollwert buchen. Und die sogenannten „Heimatpoeten“ haben ausschließlich Lokalinteresse; oder bleiben wie der im übrigen unantastbare Skow-

ronnek im Abschilfern der Lebensgewohnheiten, ohne den besonderen Rhythmus, die eigenartige Melodie einzufangen. Nur im Umkreis des Dramas haben wir vielleicht eine Kraft, die sich überstark barbarisch, aber schollengetränkt äußert: Alfred Brust, der in irgend-einem Nest der Kurischen Nehrung hausst. Jetzt erschien in Berlin eine Erzählung von einem Königsberger Pfarrerssohn. Von Martin Borrman: „Venus mit dem Orgelspieler“ (Ernst Rowohlt-Verlag Berlin). Der Titel mag beiseite geschoben werden. Ein Erstwerk, mit der Prosa, nicht mit der sonst ungänglichen Lyrik beginnend. Erstaunlich ist eine Reife des Stils, der im Detail noch tastend, handwerklich voll und sicher schon im Handgelenk liegt. Keine heftige Gebärdung mit den ewigen Ausrufungszeichen. Die sachlich-erste Art, wie sie etwa Thomas Mann und Wilhelm Schäfer repräsentieren, wirkt durch das Werk. Dabei ist die Begebenheit Zwang, Schicksal, Unerbittlichkeit, gewaltsame Lösung und dunkel-ekstatischer Aufstieg. Der Organist und die Akrobatin. Blutschwere des Organisten: da liegt das heimische Grundgefühl. Denn ein Werk kann nur Milieufassung sein, muß aber die bodenständige Bewußtseinslage offenbaren. Dunkel und traumhaft sinkt der Organist in seine Leidenschaft; als die Lage sich nach Qualen und Erniedrigungen aber klärt, da zieht er nach Tötung der Geliebten hinauf und hinüber in Mystik, in kosmosverlorene Auflösung der individuellen Seele.

Was aber offenbar wird? Mitnehmende sprachliche Prägungen sind in dem Werk und sind doch nebensächliche Notwendigkeiten. Unausprechlicher, dunkelgetönter Humor dringt hervor und bleibt doch nur mithinkender Teil der Erzählung. Ein sachlicher Zug Wirklichkeitsempfindung läuft in einer geisteigerte (auf deutsch: gotische) Seelentimmung aus und gibt doch nur den Ablauf der Fabel. Groß aber ist der still aufblühende Atem eines jungen und ernsthaften Epikers.

Arthur Degner
Von Herbert Lipp

Wenn der Goethesche Sinspruch sagt, daß der, der den Dichter verstehen will, in Dichters Lande gehen muß, — so gilt das nicht nur für den Dichter, sondern für den Künstler im allgemeinen. Besser ist es sicher noch zum Verständnis des Schaffens eines Künstlers, wenn man selbst aus dem Lande des Künstlers kommt. Ich habe es jedenfalls immer für eine kostbare Mithilfe bei meiner Beurteilung von Degners Persönlichkeit angesehen, daß ich mit ihm zusammen die Schulbank gedrückt, seine Insenburger Primaner- und Königsberger Studienzeit miterlebt und oft bei ihm im elterlichen Hause Gast gewesen bin. So lernte ich schon früh den künstlerisch empfindenden Menschen in ihm kennen, bevor sich mir sein Maler-talent offenbarte. So oft er an manchem

schönen, gemeinsam verlebten Abend seine alte klangvolle Geige hervorholte und mit seinem wuchtigen Bogenstrich über ihre Saiten fuhr, dachte ich: das wird dann also wohl einmal ein tüchtiger Geiger. Aber die Muse, die verlockender als Polynymnia zu seiner Seele sprach, von deren zartem Weben er wohl wußte, ich aber kaum etwas ahnte, besiegte doch die Rivalin. Eifersüchtig wachte sie darüber, daß Horaz und Racine, binomischer Lehrfach und Violine, dem einen Gedanken an sie das Feld räumte. So zwang ihn die Malerei in ihren Bann, und nichts mehr konnte den begabten und intelligenten Schüler bewegen, dem Wunsche seiner Angehörigen folgend, das Endresultat seiner Schulstudien abzuwarten.

Der Achtzehnjährige wird Jöglung der Königsberger Kunstabakademie. — Aber wie die Schularme, so wurden hier bald die Märsäle dem aufwärtsstrebenden Flug seines Willens und Geistes zu eng. Er konnte und wollte sich nicht einzwingen lassen in den heengten Gedankenkreis akademischer Lehrfreiheit. Er sah bereits damals den eigenen Weg, der über Corinth hinauswies in jenes Land der Geistesfreiheit, in dem sich allein ein Talent zu entfalten vermag. Nach kaum drei Jahren verließ er die Kunstabakademie und zog umher in deutschen Ländern, und als diese seinem dürstenden Kunstinstinkte nicht restlos Genüge taten, über seine Grenzen hinaus nach Paris, jener entscheidenden Kunst-Metropole, zu der schon seine großen Altvorväter in der Kunst, Leibl und Feuerbach, Liebermann und Corinth, pilgerten. Ueberall mit prüfendem Künstlerauge das Gute von dem Minderwertigeren sondernd und in sich zu eigener Formensprache umgestaltend, Jüngling noch und Jünger großer Meister, und doch selbst schon ein werdender Meister. Neben Corinth standen die bewunderten und geistesverwandten Gestalten Marées und Munchs achtung gebietend vor seiner lauschenden Seele. Doch schöpferische Kraft der bildlichen Gestaltung und eine ganz persönliche nur ihm eigentümliche Anschauungsweise bewahrten ihn vor der Gefahr der Unselbständigkeit, er baute in ihrem Geiste organisch nach eigener Intuition seinen ausdrucks vollen, spontanen Stil. Das war die Zeit, in der seine Briefe den revolutionären Ton des selbstbewußt Schaffenden annahmen. Wohl war die materielle Lage in dieser Zeit alles andere als beneidenswert, um so beneidenswerter die beschwingte seelische Höhenlage, die aus den briesischen Bekennissen dieses Sturmgeistes erkennbar wurde: die Schriftzeichen ein Abbild der wuchtigen Striche, mit denen er über die Leinwand fuhr. Der sprudelnde Geist der Säge ein Reflex der visionären Einfälle, die sich gleichfalls in seinen Bildwerken so reichhaltig und urwüchsig spiegelten. Sprödigkeit in Schrift und Malerei und doch wieder so manche verhaltene Grazie, wuchtiges großflächiges Zusaffen, und doch soviel eingehendes, stilles Ausarbeiten. Schwermütiger Ernst des geborenen Norddeutschen, und daneben soviel Frohnatur in rhythmischschwingenden, leidenschaftlich be-

wegten Linien. Eine Häufung von Gegensätzen, herausgeboren aus einer kaum durch den menschlichen Willen zu bändigenden, barocken Produktivität.

Alle Gebiete der Malerei durchstreifte sein Geist, seit er in Berlin seßhaft geworden war. Da sind Naturbilder: Schilderungen von leidenschaftlicher Bewegtheit wie voll düsteren, geheimnisvollen Ernstes. Sodann Werke bewegt von sozialem Ethos: Kärrner in harter schwieliger Arbeit, dem harten Boden ihres Leibes Notdurft abtrotzend, — wie aus der Scholle gezeugt. Kompositionen, Frauenraub und lusttaumelnde Bacchantenzüge, — Salome im Gefolge ihrer Frauen, die Häupter in wilder Sinnlichkeit über den Kopf des Propheten gebeugt, begleitet von dem zynisch frechen Gelächter brutaler henkersknechte, — daneben ein Paris-Urteil in burlesker Verbrämung, daß einem vor Fleischesfülle und realistischer Darstellung schier die Augen übergehen möchten. Und in persönlich-eigener Auslegung noch manches Geschehnis aus nebelhafter Vergangenheit. So zieht er alle Register menschlichen und malerischen Erlebens, bald in dramatischer Steigerung die Situation ins Groteske zuspizend, so die Sinne des Betrachters aufpeitschend, — bald wiederum in lyrischer Zartheit durch seine seelenhafte Auffassung auf das Gemüt wirkend, wie dies besonders manche seiner weiblichen Bildnisse offenbaren. Viel Gegensätze. Scheinbar. Trotz allem fügen sich Mensch und Maler in ihnen zur entscheidenden notwendigen Einheit. Wer nur obenhin ihn kennen lernte, der mag sich wohl von der eckigen Art des Malers und des Menschen in gleicher Weise abgestoßen fühlen. Wer sich's aber nicht verdrießen läßt, sich diesem wahrhaften, feder pose abholden Mensch- und Künstlersein zu widmen, der wird merken, daß er es nicht mit einem „Corinthianer“ oder „Munchianer“ zu tun hat, sondern mit einem Meister, der — „selber-aner“ ist und es war, auch bevor er in Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen an die Königsberger Kunstabakademie als Lehremeister der heranwachsenden Künstlergeneration berufen wurde. Es ist anzunehmen, daß der im besten Sinne des Wortes bodenständige Sohn seiner Heimat als Führer der neu aufgeblühten und in kunstliebenden Kreisen wohlbekannten, ostpreußischen Malerschule auch weiterhin an seinem Teile dazu beitragen wird, den Ruhm der deutschen Arbeit im Osten auf dem Gebiete der Kunst zu festigen und zu mehren. —

Bon unseren Mitarbeitern

Von Carl Lange

Das zweihundertjährige Jubiläum der Firma Gräfe und Unzer benutzen wir dazu, unsere schon langgehegte Absicht auszuführen, auf die vorbildliche räumliche Gestaltung dieser in Deutschland wohl kaum übertroffenen Buchhandlung nachdrücklich hinzuweisen. Professor Friedrich Lahrs, der Erbauer der Königsberger

Kunstakademie, ist der Schöpfer dieses Heimes; hier ist nichts, was aufdringlich an Geschäftliches erinnert, sondern man kann wirklich in Ruhe sich dem Studium der Bücher hingeben. Dr. Ulrich Balzer, Redakteur der Königsberger Allgemeinen Zeitung, führt uns in das Weite und Wirkeln dieser Stätte deutscher Kultur in Königsberg ein.

Das vorliegende Heft behandelt vor allen Dingen Königsberger Dichter und ostpreußische Kunst. Es soll den Gästen aus dem Reich zur Herbstversammlung des „Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel“ ein Gruß unserer Ostmark sein. Unsere Zeitschrift erfüllt gleichzeitig eine ihrer wichtigsten Aufgaben, junge, aufstrebende Talente zu fördern. In diesem Zusammenhang sei unserer Mitarbeiter Martin Borrmann, Fritz Kudnig und Alfred Hein gedacht, von denen wir schon häufiger ausführlich in den Ostdeutschen Monatsheften berichtet haben (siehe Heft 3 und 5 des I., und Heft 4 des III. Jahrgangs). Martin Borrmanns erste Novelle „Die Venus mit dem Orgelspieler“ (Verlag Ernst Rowohlt-Berlin), über die wir auch in der Rundschau hören, hat nicht nur im Osten, sondern auch im Reich einen schönen und starken Erfolg erzielt, so daß die erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Einige neue Bücher von ihm, ein Roman und Novellen, erscheinen in nächster Zeit im gleichen Verlag. Wir haben die Freude, eine seiner ersten Novellen „Geburt“, die der Dichter vollständig umarbeitete, zu veröffentlichen. Wesen und Art seines Schaffens spricht besonders aus seinem Beitrag „Der Knospenwinkel“. Eine längere Reise nach Süddeutschland und Bayern beendete er mit einer Fahrt mit dem Flugzeug, das ihn von Danzig nach Königsberg führte.

Fritz Kudnig, dessen Liebe zu seiner ostpreußischen Heimat, vor allen Dingen zu den Dünen, immer wieder in Worten und Gedichten zum Ausdruck kommt, durfte in diesem Heft nicht fehlen. Im Ahnertverlag zu Kassel erscheint demnächst ein Gedichtbuch. Freunden seiner Lyrik sei empfohlen, sich bei dem Dichter selbst (Königsberg i. Pr., Hammerweg am Luisenfriedhof) das Buch zu bestellen.

Fritz Kudnig war es, der im ersten Königsbergerheft (I 5) warm für Gertrud Liebisch einzrat. Wir können ein Bild der künstlerischen Entwicklung der in Königsberg Lebenden durch die Veröffentlichung einer Reihe von Sizilianen geben. Auf diesem Gebiet kommt ihre Befähigung besonders stark zum Ausdruck. Auch sie hat, wie viele ostpreußische Künstlerinnen, die herbe, fast harte, männliche Art, die sich mit tiefem Gefühl und Empfinden vereint. Wer über ihr schweres Schicksal und ihr Leben genauer unterrichtet sein will, der lese den Aufsatz von Fritz Kudnig in dem oben genannten Sonderheft über Königsberg nach.

Fritz Kudnig warb Freunde für Gertrud Liebisch — Gertrud Liebisch wirbt Freunde für Walter Scheffler, von dem uns Kopernikulus in der Rundschau dieses Heftes berichtet. Ferdi-

nand Avenarius hat im Kunstart auf den jetzt Vierzigjährigen hingewiesen, der unter den schwersten Bedingungen in Königsberg lebt und bisher im Osten nur wenig Anerkennung fand. Erkrankungen verschiedener Art (Taubheit) hemmten die Möglichkeiten, sich von der täglichen Lebenssorge freizumachen. Swar hat Walter Scheffler weder an Vorbildern noch an Künstlerfreunden lernen und sich entwickeln können, aber dennoch zeigen seine Gedichte eine weit über den Durchschnitt ragende Begabung. Beiträge von ihm sind in den Zeitschriften „Der Fim“, „Das Grenzland“, in Taubblumenblättern u. a. Zeitungen erschienen. Wir hören von Gertrud Liebisch selbst: „..... Sie schätzen die Kunst der Stillen im Lande, und ich dachte, Walter Scheffler wäre ein Mann für Sie. In dem Buch ist etwas „drin“. Und das ist mir immer die Hauptsache. Ich will von Kunst etwas „haben“, will erhoben, erbaut sein. Licht, Kraft oder Klarheit muß sie ausströmen, und wenn ich das nicht finde, lehne ich selbst die bekanntesten Namen ab, vor denen sogar die Kritik in Erfurth halt macht. Und hier ist etwas; ich lasse Scheffler selbst reden, obgleich es immer möglich ist, einzelne Stellen aus dem Zusammenhang zu reißen. „Ich fühle Heiligtümer schütternd wehn — ich schaue Gott, zu dem ich beten kann — —“

Morgenrot leuchtet ums todunkle Tor. — Gottstarker Schmerz, der Offenbarung schafft, der uns erhebt in ein erhöhtes Leben — den tiefen Trost kommt ich uns beiden geben: Der Erde Leid löst auch der Erde Haß!“

Vom Sturm zur Stille:

Nun spricht die Nacht den hohen Segen
weit über das verweinte Land.
Das Wetter starb in fernen Schlägen —
dort quillt mir schon der Mond entgegen
aus lichtverklärter Wolke Rand.

Ich fühl' ein schüchtern Händebreiten
stark über meiner Stirne stehn.
So fest und friedvoll wird mein Schreiten,
als könnte ich gehn in fernste Weiten,
wo meine Sterne golden stehn.

Es ist immer schön, wenn jemand trog der kampfzerrissnen Welt die Sterne sieht und Gott — und doppelt wertvoll, wenn einer, der durch das Tal des Leids ging, sie uns kündet. Was Scheffler singt, ist immer schön und einfach. Mit wenigen Worten ein Bild: „In Junisonne“ 3. B.

Das Himmelslautuch mit den Silbersäumen
sæt gleißend Gold ins stille Feld.“

Ich finde, man tut Unrecht daran, ihn hier totzuschweigen. Aus dem Westen, Holland und aus der Schweiz hat er einen ganzen Berg Zeitschriften. Es sind unter den 150 Gedichten viele, mit denen ich nicht allzuviel anfangen weiß — schön sind sie immer, — aber das gleitet und flutet — nicht unwirklich, doch weisenlos

wie Nebel und Mondlicht auf stillen Wiesen. — Diese Freude am Singen und Klingen ist ja nur zu verständlich, — wenigstens mir...."

Es ist unsere Pflicht, im Osten, Walter Scheffler zu helfen und zu stärken in seinem Kampf für das Schöne und Große, das er trotz der Bedrückungen seines Lebens wie eine heilige Flamme vor sich sieht. Wir brauchen in trüben Zeiten Menschen dieser Art, die den Glauben nicht verlieren, die fest und stark in sich wurzeln, die Charakter haben.

Zu Martin Bormann und Fritz Kudnig gesellt sich noch Alfred Hein, der uns in diesem Heft von "Ostpreußischen Flüchtlingen" erzählt. Von ihm, seinen Büchern und seinem Vortragabend in Berlin haben wir in früheren Heften gesprochen (I 5, III 4). Eine oberschlesische Novelle soll im zweiten Schlesienheft veröffentlicht werden.

Dr. phil. Ernst Rose, der eine Studienfahrt nach Amerika macht, hat die unveröffentlichten und wichtigen Briefe und Schriften Albert Dulks aufgefunden. Von dem Königsberger Dramatiker Dulk hat uns Paul Friedrich ausführlich im Heft drei des zweiten Jahrgangs berichtet. Wir bringen aus den aufgefundenen Schriften Roses den Briefwechsel Albert Dulks mit Paul Henze, der auch wesentlich neue Aufschlüsse über die Weltauffassung und den Charakter Dulks gibt.

Auf das Wirken E. T. A. Hoffmanns ist bereits verschiedentlich aufmerksam gemacht worden. Wir weisen besonders auf das Ehrenmal, das ihm Königsberg setzte, hin. Einer der besten Kenner E. T. A. Hoffmanns, Richard von Schaukal, berichtet über des Dichters Jugendzeit. Zu dem im Juliheft (III 4) über E. T. A. Hoffmann erschienene Aufsatz von Dr. Wilhelm Bolze ist noch folgendes zu erläutern: "E. T. A. Hoffmann ist am 25. Juni 1822 in Berlin gestorben."

"Der Dichter hat seinen Fantasiestücken nach Callots Manier niemals Zeichnungen, bloß der 2. Auflage ein Selbstporträt beigelegt.

Nicht Kreisler oder sonstwer beschreibt die Rückseite der Blätter des Kater Murr, sondern der Kater Murr selbst hat ein gedrucktes Buch als Unterlage und Löschpapier benutzt.

Die Musik zu Zacharias Werners „Kreuz an der Ostsee“ ist nicht verloren gegangen, sondern befindet sich in der musikalischen Abteilung der Berliner Bibliothek (vgl. Hans von Müller: "Hoffmanns Briefwechsel" und die "Erinnerungen", 2. Band S. 716, Berlin, Paetel, 1922)."

Elsa von Bockelmann beschreibt uns ihre Märchenfahrt durch Ostpreußen. Fast drei Monate wanderte sie von Dorf zu Dorf und erzählte Sagen und Märchen. Auf ihre Märchen im Verlag Matthes und auf ihre Persönlichkeit ist schon häufiger hingewiesen. Ein kleines Heft

"Danziger Märchen" mit neun Scherenschnitten von Elisabeth Thude und einem Vorwort von Senator Dr. Strunk, das im Verlag "Die Verbindung" (Hans Rhau) Danzig-Südrich, in guter Ausstattung herauskam, ist im Inhalt ungleich und manches ein wenig gewollt. Das "Bernsteinmärchen" dürfte ihrer Art und ihrem Wesen am meisten entsprechen. Demnächst werden ihre Kindheitserinnerungen, voraussichtlich als eins der Heimatbücher der Danziger Verlagsgeellschaft (Danzig, Langgasse 40), veröffentlicht werden.

Karl Peter, früher Schriftleiter der Hamburger Zeitschrift "Der Mensch", gibt uns eine Schilderung seiner Lustreise. Er wirkt jetzt im Arbeitsamt der Cäsar Flaischlegelgesellschaft, über die wir im vorigen Heft berichteten (III 4). Wir bitten Freunde Cäesar Flaischlegels, der Gesellschaft beizutreten und sich an Frau Flaischlegel, Berlin W 35, Kurfürstenstraße 51, oder an Karl Peter, Hamburg-Kleinborstel 239, zu wenden.



Die neue Front*)

Die anspruchsvoll erscheinende Überschrift hat hier seine volle Berechtigung. Aus der Not unseres Volkes haben sich Männer der Tat ohne Rücksicht auf die Parteizugehörigkeit zu fruchtbare Arbeitsgemeinschaft zusammengefunden, um Richtlinien zum Wiederaufbau und zur Erneuerung zu schaffen. In der Erkenntnis unserer schweren Lage siegt trotz allem der Glauben an die Zukunft, wenn wir uns im nationalen Sinne zusammenfinden. Von maßgebenden Führerpersönlichkeiten werden die verschiedensten Gebiete und Probleme behandelt, vor allen Dingen auch die Grenz- und Ostfragen, die dem gleichen Ziel zugeführt werden sollen. Die Namen der Mitarbeiter zeugen von der tiefen Erfassung der geistigen Strömungen unserer Zeit, von bleibenden und Augenblickswerten, wovon das umfangreiche inhalts schwere Werk einen vortrefflichen Einblick gibt. Der dem Osten besonders nahestehende August Winnig ist mit einem Beitrag "Die neue Weltlage" vertreten. Es gilt, den neuen Geist, der aus dem Buch spricht, in die Massen hineinzutragen, eine geschlossene Front für ein gesundes nationales Gemeinwesen zu bilden.

) Die neue Front (Verlag Gebrüder Paetel, Berlin W. 35; geb 60 M., Halbseiten 90 M.), herausgegeben von Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen, Max Hildebrand Boehm.



Einladung
zur 2. Deutschkundlichen Woche^{*)} in Danzig
in der Technischen Hochschule
8.—15. 10. 1922

Wie im vorigen Jahre laden wir Euch, deutsche Volksgenossen in Danzig und in seiner engeren und weiteren Nachbarschaft zur Deutschkundlichen Woche in Danzig ein.

Die Zeiten sind für uns alle schwer und nur zu überstehen und zu bessern durch Selbstbefinnung auf unsere geistigen und sittlichen Werte und Kräfte und durch gemeinschaftliches Handeln im Geiste unserer großen deutschen Führer und im Sinne echten deutschen Volksstums. Der Gedanke der deutschen Volkseinheit und der gemeinsamen deutschen Kultur verbindet uns alle, die wir von einander durch staatliche Grenzen getrennt sind. Dieser Gedanke beherrscht die 2. Deutschkundliche Woche.

Wir wollen in den Mittelpunkt unserer Deutschkundlichen Woche das Bekenntnis zur gemeinsamen deutschen Muttersprache stellen. Darum werden wir ihre Entstehung, Verbreitung, Wandlung, Anwendung und Pflege in

^{*)} Genaue Vortragsfolge, Theateraufführungen, Ausstellungen, Besichtigungen werden in der nächsten Ausgabe (Heimat und Danziger Schriftsteller) angegeben. Besuch und Teilnahme ist warm zu empfehlen.

Vorträgen und Übungen behandeln, wissen wir doch, daß die Sprache die Scheide ist, in der das Messer des Geistes steht. Und deutschen Geist und deutsche Sprache zu erhalten und zu mehren und unsern Nachkommen als einen unverlierbaren Schatz zu hinterlassen, dies ist unsere vornehmste Aufgabe in einer Zeit, in der diese Güter bedroht und angefochten sind. (Im Unterschied von den einstmaligen Hauptstufen der Forschung und Kunst, von dem Christentum und von der Antike.) Wir müssen immer bewußter das Einheimische, das Deutsche in seinem Wachstum zu immer größerer Gestaltung bringen und den deutschkundlichen Gedanken zum Kern einer neuen Wissenschaft machen.

Kommt, liebe Brüder und Schwestern, und vereint Euch bei der Deutschkundlichen Woche und beweist so zu eigenem Gewinn und zum Heile unserer gemeinsamen deutschen Kultur Euren Anteil am Deutschtum.

Deutscher Heimatbund Danzig.
 gez. Dr. Matthaei, gez. Dr. Strunk,
 Geheimrat. Senator.

Deutschkundliche Gesellschaft.
 gez. Dr. Schmidt, Studienrat.

Buchbesprechungen

Ein Buch hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verborben. Herder

Walter von Molo: Im Zwielicht der Zeit. Bilder aus unsern Tagen. Albert Langen, Verlag, München.

Wenn man diese stilistisch guten, unterhaltsamen, oft fein pointierten Skizzen und Novellen, aus Jahren gesammelt, nicht in Parallele mit Molos großen Romanbüchern stellt, wird sich jeder solch kleine Kost Liebende an dem neuen Buche des Dichters freuen können. Blitzaartig werden Schicksale unserer Tage beleuchtet, vieles bleibt eben durch die knappe Form unvergeßlich haften dank der Bildkraft des Ausdrucks, die auch in diesen kleinen Arbeiten Molos obwaltet. Alfred Hein

Jahrbuch für 1922 des Vereins für das Deutschtum im Auslande. Preis 7 Mark (Ausland 15 Mark).

Da das Handbuch des Deutschtums im Ausland seit Jahren vergriffen ist und in seiner früheren Art der hohen Kosten wegen nicht mehr herausgebracht werden kann, gibt der Verein für das Deutschtum im Auslande dieses Jahrbuch heraus. Der Leiter des Instituts für Auslandskunde und Auslanddeutschtum, Dr. Hugo Grothe in Leipzig, berichtet in dem Jahrbuch zum ersten Male über das Schicksal und die Entwicklung des Auslanddeutschtums im letzten Jahrzehnt, besonders seit 1914, wodurch eine empfindliche Lücke ausgefüllt wird. Das Jahr-

buch führt uns über die ganze Erde, soweit die deutsche Zunge klingt, und wird allen denen, die das Auslanddeutschtum mit Teilnahme verfolgen, und dem Drittel aller Deutschen, die Auslanddeutsche sind, ein wertvoller Ratgeber und ein unentbehrliches Nachschlagewerk sein. Außerdem enthält das Jahrbuch einen Beitrag von Dr. Gottfried Sittbogen über das Auslanddeutschtum in der Schule, auf den besonders die Lehrerschaft und die Schulvereinigungen aller Art hingewiesen seien. Schließlich enthält das Jahrbuch noch eine interessante Übersicht über die europäischen Staaten nebst einer Angabe über die deutsche Bevölkerung in ihnen, die besonders wichtig für den Osten ist, und ein Verzeichnis der hauptsächlichsten Zeitungen deutscher Sprache im Auslande.

Da das Jahrbuch außerdem noch die wichtigsten Nachrichten über die Organisation, die Ziele, Arbeiten und Aufwendungen des Vereins für das Deutschtum im Auslande enthält, ist es für alle diejenigen ein willkommener und unentbehrlicher Führer, die Sinn haben für die gemeinsame Arbeit, für das einzige deutsche Volkstum ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit.

Dr. Hermann Strunk

Friedrich Schnack. „Der Zauberer.“ Gedichte. Geheftet 25 Mk. In Halbleinen 48 Mk. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Unter den vielen Gedichtbüchern der letzten Zeit ragt Friedrich Schnacks „Der Zauberer“

hervor, das, von innerster Musik erfüllt, in bildreicher Sprache uns eine Fülle formvollendet Lieder schenkt. Es fließt der klare Strom eines echten Dichters, der wirklich mit Zauberhand uns ins Land der Schönheit führt. Wir sind es Schnack schuldig, das Buch zu lesen und uns seinen Namen zu merken.

Carl Lange

„Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution“
von Eugen Rosenstock. Patmos-Verlag, Würzburg 1920.

Das Buch gehört in die Reihe der „Bücher vom Kreuzweg“, die den Leidensgang unseres Volkes begleiten und ihm Wegweiser in eine bessere Zukunft sein wollen. In einer ganzen Reihe von Aufsätze, die in der Zeit vom Frühjahr 1916 bis nach dem Friedensschluß von Verfaßter geschrieben wurden, spricht sich der Verfaßter über die verschiedenen Fragen aus, die ihm am Herzen liegen, z. B. „Goethe und Bismarck“, „Der beste Staat“, „Die Größe unseres Unglücks“, „Deutschland und der Völkerbund“, „Die beiden letzten Führer: Rudolf Steiner und Johannes Müller“, „Die Epochen des Kirchenrechts“, „Der Selbstmord Europas“, „Die Krise der Universität“ u. a. m. Tiefe Kenntnis der Seele unseres Volkes, schwere Sorge um seine Gesundung, wertvolle Gedanken über das, was uns allen vor allem nötigt, kennzeichnen diese Blätter. Als Kostprobe seien folgende Sätze angeführt (S. 154): „Der Bolschewismus entfesselt die Leidenschaften des Bauchs und der Sinne. Weder Vernunft noch Reinheit können gegen die entfesselte Bestie angehen. Das vermag nur eine ebenso unbändige Leidenschaft, die Leidenschaft des Herzens der Hasser, die Buße tun. Nur da, wo die tiefsten Leidenschaften selbst entfesselt sind, wo sie aber in der Umkehr des Herzens gebunden werden zum Dienst, nur da wachsen die Menschen, die im Kampf mit wilden Tieren bestehen und überwinden. Die Gegenbewegung gegen den Bolschewismus kann nur das Christentum sein, kein Konfirmanden- und Goldschnittchristentum, sondern eine wirklich entrationalisierte, weil überationale Schar von Gottstreitern aus aller Herren Länder, die den einen Herrn erwählt haben. Nicht der internationale Klerus genügt heute, sondern ein internationales Laienkörpers tut not, um die Bestie Mensch wieder an die Kette zu legen.“

Die Wirkung dieses Buches wird nur dadurch geschwächt, daß die geistvollen Gedanken zuweilen gar zu geistreich gesucht auftreten.

Reinhold Heuer

Willibald Höhler: *„Die Spiegelbrücke“*. Gedichte. Erdegeist-Verlag Leipzig.

Wenn auch dieser junge Dichter in seiner ersten schmalen Sammlung erst in einzelnen Gedichten in mancher Strophe ganze Eigenart verrät, macht doch auch das gesamte Lyrikwerk einen geschlossenen Eindruck. Ganz selbständige Schöpfungen sind die Gedichte „Gebet auf dem Marße“, „Märzwind“ (hier das hübsche Bild: „Da scheint ein Wind in hohen Wipfelwiegeln

den Frühling als ein zartes Kind zu schaukeln“), „Der Fremde“, vielleicht auch „Die Spiegelbrücke“. In den andern Gedichten findet man neben Schönheiten der Sprachmusik und der Anschauung doch noch nicht das bis ins letzte Klare geschliffene Gedicht. Geradezu schwächer sind die Rilke nachahmenden (ihn aber nicht übertreffenden) Gottgedichte des zweiten Teils des Buches. Der Weg dieses jungen Dichters weist ganz anderswohin als in die Rilkesche Richtung. Kein Vers ist an sich schlecht, manches liest sich geschlüssiger als im ersten Teil des Buches, und doch wirkt es eben unselbstständig, unperfekt und deshalb leer. Hier rettet sich der Dichter nur in den Gedichten „Abend in der Stadt“ mit der bildkräftigen Bezeichnung der Straßen als „häuserlfanei“ und „Allerseelen“ in einen einigermaßen eigenen Ton. Es wäre schade, wenn die erst leise eigene Musik des jungen echtempfindenden Lyrikers, berauscht von den symphonischen Versmusten Rilkés, in diesen ertränke. Denn eines steht hinter all seinen Gedichten: ein ausströmendes Gefühl und jene verklärte Stille des wirklichen Lyrikers.

Alfred Hein

Georg Bunau: 1. *„Sibille, die Schulzin“*. Erzählungen und Novellen aus vergangenen Tagen für reife Menschen. 184 Seiten. 2. *„Zum Hundertguldenhaus“* und andere Erzählungen für reife Menschen. 172 Seiten. Dresden o. J., Lehmannsche Verlagsbuchhandlung.

Man darf den Verlag beglückwünschen, daß er diesen Dichter bekanntzumachen unternommen hat; denn einerseits hat er in der Tat einen Dichter von reifer Gestaltungskraft und Formungskunst in Georg Bunau entdeckt, und andererseits hat er uns Deutschen mit dessen Büchern ein Geschenk gemacht, das gar nicht hoch genug zu schätzen ist in einer Zeit, da es unserer erzählenden Kunst an Dichtern fehlt, die die schwere Formkunst der Novelle so beherrschen wie Bunau und das kostbare Gefäß der Novelle mit so frischem wahrhaften Leben zu erfüllen vermöchten. Man mag, welche von den Erzählungen dieser beiden Bücher man will, unter die kritische Lupe nehmen, immer findet man eine Gestalt in den Mittelpunkt der dramatisch zugespitzten Handlung gestellt, der das warme Leben mit seinem Ernst und seinem Humor nur so aus den vollen Backen springt, daß es eine Freude ist. Man mag die Handlung ansehen, immer entspricht sie dem Wesen der Novelle, das von ihr außer dem dramatischen Aufbau von Exposition zur Neigung, über den Höhepunkt zum Ausklang die Zusammenfassung eines Lebens in einem entscheidenden Augenblick verlangt. Und hinter Charakteristik der Gestalt und hinter der packenden Handlung steht immer auch eine sorgfältige, freilich nie kleinlich naturalistische Umweltschilderung, wie sie zum Verständnis notwendig ist. Man hat gesagt, Riehl sei in Bunau wieder lebendig geworden: Ich finde, am lebendigsten ist Bunau selbst als durchaus eigenwürdiger Charakter in ihnen zu finden.

Ernst Lemcke

Erwin Fries: "Anima" (Allegro, Scherzo, Adagio, Finale). Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla 1921.

"Anima" Weshalb durfte nicht das schönste Wort, das die deutsche Sprache besitzt, über diesen Gedichten stehen? Das einfache und doch aller Wunder volle Wort: Seele!... Aber der Dichter blieb — auch in der Wahl seines Buchtitels — sich selbst getreu. Denn in all seinen Versen findet man von "Seele" keine Spur. Dafür aber um so mehr: gepunktete Eitelkeit, schnarrendes Selbstbewußtsein und ein geradezu schauderhaftes Deutlich, das wohl nur der Autor selbst für expressionistische Dichtung (das soll es offenbar sein!) halten durfte. Ein paar Proben gefällig?:

"Und Du ... / junge erblühte Blume, / duftende Rose von Schiras, / lockst mich, zwei Kirschen im Munde, / ein paar an Ohres / hellrosa Läppchen ...!" —

"Laue Sommerwinde singen, / Mond schleicht oben lächelnd hin — — — !!"

"Dämmerstunde senkt auf Landschaft / mählich grüne, graue Schleier, / Nacht kommt leise schleidend an." — !!!

"Auf feuriger Stute ich jage / und spitze Sporen ihr gib, / sie sprengt wie der Teufel im Winde, es brennt ihr im Fleisch scharfer Hieb. —

Es ist nur schade, daß der Verlag dieses Kauderwelsch — in so erstklassiger Ausstattung herausgebracht hat!

Frixi Kudning

Emil Ermatinger: "Das dichterische Kunstwerk". Verlag von B. G. Teubner-Leipzig-Berlin. Preis geh. 40 Mk., geb. 48 Mk.

In fesselnder und geistvoller Art führt uns Ermatinger in die Werkstätte des Dichters. Wir folgen ihm bis zum Ursprung der schöpferischen Idee und des Erlebnisses, aus dem die Dichtung entstanden ist. Weltanschauungsprobleme werden an Beispielen der Werke unserer großen Dichter behandelt. Aus ihnen heraus erklären sich ihre dichterischen Schöpfungen, Lyrik, Drama und Epik.

Prof. Dr. E. Ermatingers tiefgründige Darstellung offenbart uns neue und wertvolle Quellen. Er weiß die einzelne Dichterpersönlichkeit dem Ganzen einzurücken und kommt zu einer Literaturbetrachtung, der er eine neue und eigene Form in vollendetem Stil gibt.

Georg Herrmann

Will Erich Peuckert: "Apokalypse 1618". Mit 4 Linoleumschnitten von Walter E. Löb. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1921.

Karl Hans Strobl: "Die alten Türme". Roman. L. Staackmann, Verlag, Leipzig 1921.

Apokalypse 1618. Ein Roman mit dem Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges, seiner Greuel und schrecklichen Leidenschaften, seines Aberglaubens und der religiösen Zweifel, die er in vielen Gemütern aufregte; also ein sehr zeitgemäßes Buch, denn der Weltkrieg hat ja in ähnlicher Weise unsre Leidenschaften aufgerufen und uns vor die schwersten Weltanschauungsprobleme gestellt.

In einem schlesischen Gebirgsdorf nahe der böhmischen Grenze regiert Friedel Knoll herrisch und verschlossen haus und hausgelande, sein Weib und seine üppig emporgewachsene Tochter. Da wird er durch lektierterische Weber, die bei ihm Bibelstunden halten und aus den Propheten und der Offenbarung Johannis der Nähe des Jüngsten Gerichts gewiß geworden sind, seelisch völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. Eine bebende Angst vor den 4 apokalyptischen Reitern, die über die Erde rasen und unausprechliches Unheil anrichten werden, packt ihn und treibt ihn ruhelos, nach einem Zufluchtsort vor diesen Schrecken suchend, umher. Er zwingt Frau und Tochter, mit ihm den Hof zu verlassen und hauft nur mit noch einem Einsamen, der aus Böhmen vor den Greueln des eben ausgebrochenen Krieges geflohen ist, zu zusammen auf dem Kamm des Gebirges in wüster Einöde. Aber allmählich härtet sich seine Seele; Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes fressen sich immer tiefer ein; er fängt an, Gott gradezu zu hassen, ja, zuletzt glaubt er gar, Gott sei längst gestorben. Und aus Zorn gegen Gott und aus Verachtung der Menschen schlägt er rücksichtslos jeden nieder, der in seinem Bereich kommt, so daß die Sage entsteht, Kain sei wieder am Werke, der Brudermörder. Endlich stürzt er an einem stürmischen Tage in eine Felsklippe und stirbt, ein trostiger, verbissener, unseliger Wahrheitssucher bis ans Ende.

Das Buch ist in topographischer Hinsicht gradezu musterhaft: Papier, Type, Druck, Bildausstattung geben einen vollendeten Zusammenhang. Die Bilder aber stehen natürlich, wie üblich, nicht an richtiger Stelle.

Der Verfasser ist zweifellos ein starkes Talent: kernige, aus dem Dialekt aufgefrischte Sprache, packende Schilderungen (Feuersbrunst, Tod der Frau Knolls), eindringende Seelenanalyse. Und doch wird nur derjenige das Buch ohne Wenn und Aber aus der Hand legen, der auf expressionistische Kunst eingeschworen ist. Die abrupte Darstellungsart läßt oft die Zusammenhänge unklar, die gestaltende Phantasie erscheint überholt: die Menschen bewegen sich alle in Extreme, ihr Grübeln und Handeln, Lieben und Hassen übersteigt jedes Maß. Man hat in ihrer Nähe den beängstigenden Eindruck überbitterer Dampfkessel, die gefährdrohend glühen, pfauchen und zischen, so daß man wohl vor ihrem unheimlichen Anblick Respekt hat, aber sich eben doch gern in respektvoller Entfernung hält.

Ganz anders Strobl, der bekannte Verfasser des dreibändigen Bismarckromans, sowie zahlreicher, meist in Wien und Prag spielender Erzählungen.

Sein Buch führt uns in das mährische Bergstädtchen Igau, das mit seinen alten Türmen und gemütlichen alten Häusern, seiner Stadtumwallung, seiner prächtigen landschaftlichen Lage, seiner bedeutenden Vergangenheit als Bergmanns- und Tuchmacherstadt einen überaus stimmungsvollen Rahmen abgibt. Freilich, die alte, schöne Zeit ist im Hinschwinden, und

auch der beginnende Nationalitätenkader zwischen Deutschen und Böhmen wirft böse Schatten. Aber trotzdem lebt es sich so behaglich in dem alten, wunderlichen Neste. Was für eine Fülle von Originalen bergen seine Mauern! Der alte Schwede, dieser grundgütige, gescheite, heitere Weltweise; der Optikus Freisleben mit seinem Suchen nach dem Stein der Weisen; der Amerikaner, der im Winter wohl oder übel in seiner Vaterstadt unterkriegt und Bekleidungsversuche über sich ergehen lässt, aber bei beginnendem Sommer von un widerstehlicher Wanderlust fortgezogen wird; die drei hämischen Jungfern Rockenzahn u. s. f. Es ist eine Stadt, es sind Menschen, wie sie Spitzweg mit so großer Liebe gemalt hat. Mit ebenso großer Liebe und Behaglichkeit zaubert sie Strobl vor unsre Augen. Es ist ein köstlicher Genuss, sie agieren zu sehen. Das Erotische spielt nur leicht hinein. Die bittersüße Liebesgeschichte des jungen Freisleben ersfüllt es mit Vergnügen und Wehmutter. Ueberhaupt klingt durch das Buch, so amüsant und behaglich es zu lesen ist, doch die Wehmutter eines milden, schönen Herbsttages, und die schmurrigen Schildereien sind versezt mit ernster Lebensweisheit.

Ein herzerfreuendes Buch!

Reinholt Heuer

Monika Hunnius. „Menschen, die ich erlebte“. E. Salzer, Verlag, Heilbrun. Geh. 18 Mk., geb. 35 Mk.

Ein neuer Hunnius! Schon das erste ihrer Bücher „Mein Onkel Hermann“ erwarb durch die schlichte Wiedergabe ihrer Erinnerungen aus Alt-Eistland der gemütvollen Erzählerin warme Sympathien. Desgleichen wußte sie in den nachfolgenden Bildern aus der Bolschewikenherrschaft in Riga packende Eindrücke zu vermitteln. — In ihrer letzten Schaffensgabe kehrt sie wieder zu jener mehr beschaulichen Tonart zurück, die ihre besondere Eigenart ist und sie, bei ihrer Einfühlung in das Seelenleben ihrer Umgebung speziell befähigt, abgerundete Ausschnitte aus dem großen Bilderbuch des Lebens zu geben. Die Skizzen des baltischen Verwandtenkreises und dortiger Personentypen wirken doppelt lebenswahr, da sie zum Teil an aktuelle Vorgänge anschließen, die an das Idyll dieser bis dahin gesegneten harmonischen Leben das tragische Ende eines vom russischen Terror beschleunigten Ausgangs setzen. — In dem „Meine Mutter“ benannten Kapitel erklärt sich die Kunst der Verfasserin zu kristallklarer Lauterkeit der Darstellung, die aus der Schilderung dieser hochgemuteten Frau ein Erlebnis zu machen weiß. „Elschen“ ist von jenem feinen Duft zärtlicher Verhaltenheit umwohn, der an Stormsche Meisterschaft erinnert und neben den kräftig gezeichneten Frauentyphen „Jule“ oder „Die Flöcklein“ wie ein zartes Pastell sich ausnimmt. — Der Reiz des Buches liegt in der Verschiedenheit des gewählten Materials, dessen Charakteristik zu erschöpfen der feinbesetzten Feder stets gelingt; in besonderer Ver Vollkommenung auch bei jener „Der Herr Kaplan“, da

Natur, Welt und pflichtvolles Sichbescheiden in wundersamer Harmonie mitsammen verwoben sind.

Marie Schempf

„Anti-Spengler“, von Otto Neurath. München 1921. Georg D. V. Callwey.

In klarer Erkenntnis der schweren Gefahr, die dem deutschen Gebilden, besonders der deutschen Jugend, durch Spenglers „Untergang des Abendlandes“ drohen, unternimmt es N., einige der verblüffenden Aufstellungen jenes Buches näher zu prüfen. Er zeigt dabei in den Abschnitten „Kulturphasen“, „Kulturmärktere“, „Weltbeschreibung“, auf wie schwachen Füßen Spenglers „Beweise“ stehen, wie wenig angebracht seine diktatorische Art ist, die Geschichte vorauszubestimmen. Selbstverständlich wird ein geistvolles Buch wie das Spenglersche auf 95 Seiten nicht widerlegt, soll es auch nicht werden, wohl aber wird ihm gegenüber der Grundsatz des Apostels Paulus angewendet: „Prüfst alles, nur das Gute behalte!“, und diese Anwendung ist gerade bei Spengler dringend nötig, soll unsrer deutschen Kulturarbeit nicht der Mut genommen werden. — Sehr beherzigenswert!

Reinholt Heuer

Rudolf Haas: „Der Alte vom Berge“. Ein Roman in zwei Teilen. L. Staedtmann, Leipzig 1921. 284 Seiten.

Lieb und Leid, durch Arbeit vergoldet, leuchtend im milden Herbstsonnenchein . . ., so zieht der Dichter selbst die Summe aus dem Leben des Alten vom Berge, des Peter Reckenschuß, der ein Verwandter des Triebelmares und des Michel Blank ist. Leuchtet aus diesem Wort Haas' nicht eine Weisheit hervor, die wir in Raabes Werken immer wieder gefunden haben? Und in der Tat, wenn wir die milde Menschenliebe, die aus jeder Zeile dieses Romanes uns anstrahlt und aus einem erfahrenen Dichterherzen aufblühte, empfinden und aus der Darstellung der Handlung, die mit nüchternen Worten wiedererzählt, keinen Eindruck von dem verschaffen würde, was an lebenswärmer Wirklichkeit in ihr eingefangen ist, in uns selbst wach werden fühlen, dann müssen wir immer wieder an Raabe denken, so oft auch deutlich wird, daß Haas doch ein Eigener ist, kein Nachahmer fremder Kunst, einer, der unsere Zeit mit Raabescher Güte anschaut und aus eigenem Erleben eine Weltanschauung gewann, die der Raabe so seltsam ähnelt, der die alte Erfahrung selbst erlebt hat und nur gestaltet, daß das Leben gerade die, aus denen sie ganz Edelmenschen machen will, auf verschlungenen Pfaden führt, sie aber immer an dem Herzen der Natur wieder erwärmen läßt, wenn sie an den Erfahrungen, die sie mit den Menschen machen, kalt werden wollen. So wurde der Matthias Triebel, so Michel Blank, so wird Peter Reckenschuß erst ein Mensch und dann ein Künstler. Wurde auch Haas so zum Dichter? Dann dürfen wir ihn lieben, wie wir Raabe lieben, und dürfen erwarten, daß seine Bahn als Dichter immer aufwärts führt. Ernst Lemke

Auszüge von Beurteilungen der „Ostdeutschen Monatshefte“

Wenn ich ein Heft der Ostdeutschen Monatshefte zu Gesicht bekomme, habe ich eine besondere Freude. Ihr habt im Osten soviel Stil und Kraft, daß es eine wahre Lust ist, und wir müssen uns mit Oberdeutschland und den süddeutschen Brüdern tummeln, um Schritt zu halten. Der deutsche Geist ist wach, hellwach. Ich wittere Morgenluft!.... Ich danke Ihnen, daß Sie uns Süddeutschen ein Bild des ostdeutschen Wesens vermitteln, wir kennen es noch viel zu wenig. Diese Kraft und Herbeit scheint meergeboren.

Ich brauche Ihnen zu den Ostdeutschen Monatsheften, bzw. zu den vielen, vielen Stimmen der Zustimmung, nichts Neues mehr zu sagen. Man hat an der vortrefflich geleiteten Zeitschrift nur seine Freude und über ihre hochbedeutende gegenwärtige Kulturmission kann ja gar kein Zweifel sein; sie muß jedem ohne Weiteres einleuchten.

Johannes Schlaß - Weimar

Frankfurter Neue Nachrichten (Main). Carl Lange hat zuerst den Blick der literarischen Öffentlichkeit als Herausgeber der Borkumer Kriegszeitung auf sich gelenkt. Es gelang ihm, in der Flut der Kriegszeitungen der seinen eine Sonderstellung zu verschaffen. Seit Jahr und Tag steht er nun an anderer Stelle auf Wacht. Mit rein geistigen Waffen kämpft er als Herausgeber der in Danzig erscheinenden Ostdeutschen Monatshefte für den Bestand und die Vertiefung des Deutschtums. Wie er auf vorge schobenem Posten diesen Kampf führt, Altdutschland die Schönheiten seiner Heimat zeigt, seinem eigenen Landsleuten den Weg zu den Künsten Altdutschlands bahnt, das ist in seiner Art vorbildlich und verdient die Aufmerksamkeit allerweiterster Kreise. Hans Frank, Frankenhorst/Schwerin

In einem mehrere Seiten umfassenden Aufsatz der Mitteilungen des Deutschen Bundes Heimatfonds schreibt Theodor Behme: „Darin verdient eine Zeitschrift unsere Würdigung, die vor etwa drei Jahren unter den schwierigsten Verhältnissen im deutschen Osten gegründet wurde, und die sich bis heute nicht nur gehalten, sondern in anerkennenswerter Weise zu einem wichtigen Kulturräger entwickelt hat: die von Carl Lange in Danzig herausgegebenen Ostdeutschen Monatshefte. Der Geist, in dem diese Blätter geführt werden, sucht darüber hinaus überall in deutscher Kultur verbindende und ausgleichende Kräfte und gibt damit ein achtenswertes Beispiel von festem Zusammenstehen in schwieriger Lage, von Pflege aller gesunden, starken Keime, aus denen neue deutsche Blüte erprobte muss.“

„In einer Zeitschrift, die so gefund aus ihrem Heimatboden gewachsen ist, wird selbstverständlich auch die heimliche Natur von den besten Federn gewürdigt und die Kenntnis ihrer mannigfaltigen Erscheinungen immer wieder durch Wort und Bild vertieft. So werden diese Blätter manchem Ostdeutschen, den das Leben fern von der Heimat geführt hat, ein liebes Rauhjoch aus ostpreußischen oder baltischen Wäldern oder die brausende Brandung der Ostsee ins Ohr klingen lassen oder seinem Auge Kirchen und Schlösser, die wilde Einsamkeit der Dünern, den gewaltigen Strom oder die stillen Seen vor Augen zaubern. Sondernummern lassen die Eigenart einzelner bedeutender Orte oder größerer Gebiete entstehen.“

Wir freuen uns des kräftigen Heimatgefühls, des bewußten, starken und stärkenden Bekanntheitss zur deutschen Kultur, dem in den Ostdeutschen Monatsheften so vielseitig, wie wir hier nur andeuten könnten, Ausdruck verliehen wird. Möchten die Hefte auch im Reich immer mehr Stütze finden, damit sie sich auf dem eingeschlagenen Wege weiter entwickeln können, damit die Wechselwirkung zwischen den einzelnen Stämmen des bedrohten deutschen Volkes immer lebendiger und inniger werde zum Heile des Ganzen.“

Neue preußische Kreuzzeitung. ... Der Herausgeber hat es nicht nur verstanden, eine Zeitschrift zu schaffen, die in der üblichen Bahn solcher dem Geistesleben gewidmeten Zeitschriften verläuft, d. h. sie zu einem Sammelpunkt für eine Fülle anregender Aussüge, erfreuernder Dichtungen und das Auge fesselnder Abbildungen zu machen, die aber im wesentlichen für sich allein dascheben, sondern er hat zusammengefaßt und gesichtet nach dem Grundzog, durch die einzelnen Hefte einen Eindruck zu geben, entweder von einzelnen besonders hervorstechenden geistigen oder kulturellen Leistungen der Ostmark oder einzuführen in das Wege einzelner in sich geschlossener landschaftlicher Gebiete. Dadurch erst hebt er die Ostdeutschen Monatshefte heraus aus der Fülle bloß unterhaltender Zeitschriften und gibt ihr den Wert eines geistigen Vorkämpfers, der die Deutschen der Ostmark stärkt, indem er ihr deutsches Selbstbewußtsein hebt, ohne das ein Volk als Macht verloren ist, der uns Heimatdeutschen aber zeigt, welche deutsche Macht es im Osten zu halten und zu stützen gilt. ... Ernst Lemcke

Danziger Neuste Nachrichten. ... Ueberblicken wir die in den zwei Jahren geleistete Arbeit, so müssen wir gestehen, daß die Ostdeutschen Monatshefte, was Reichthaltigkeit des Inhalts und Wert der Beiträge anbetrifft, in die erste Reihe der periodisch erscheinenden Veröffentlichungen einzureihen sind. Der Kultur in den ostdeutschen Gebieten zu dienen, ein Band zu schaffen zwischen ihnen und dem Reich, hat sich diese Zeitschrift als Ziel gestellt. Schlesien, Posen und Pommerellen, Danzig, Ostpreußen, das Memeler Land, ferner das Baltikum und Finnland werden in den Kreis der Betrachtung gezogen. Die führenden Geister dieser Gebiete, daneben aber auch Männer und Frauen im gesamten Deutschland, die etwas zu sagen haben zu den Fragen des deutschen Ostens, sind Mitarbeiter dieser ungemein geistig geleiteten Zeitschrift. Ein sehr glücklicher Gedanke des Herausgebers ist die östere Zusammenstellung von Sonderheften, von denen u. a. vorliegen: „Danzig“, „Königsberg“, „Die Weichsel“, „Marienburg“, „Dichter des Ostens“, „Gefallene Künstler des Ostens“, „Ostdeutsche Frauen“. Geplant sind „Baltenland“, „Deutschum in den Grenzlanden“ usw. Die Ostdeutschen Monatshefte finden in ganz Deutschland die regste Beachtung. Sie erfüllen eine Kulturaufgabe und dürfen erwarten, daß immer weitere Kreise sich ihren Lehren zugeföhren. Die schmucken Hefte enthalten stets eine solche Fülle des Belebrenden, Unterhaltsamen und Beglückenden, daß niemand, der diese Monatschrift einmal kennen gelernt hat, sie wieder missen möchte. Eine vorbildliche Zeitschrift!

Hans Gaggen - Wiesbaden

Kreisstimmen, Klagenfurt. ... Ein ganz ungewöhnliches Verdienst um die kulturelle Arbeit in Ostdeutschland hat sich Carl Lange aber unzweifelhaft erworben durch seine geschmackvoll und geschickt geleiteten Ostdeutschen Monatshefte, deren Schwergewicht der literarischen Seite zuneigt. Die Zeitschrift, die eine große Verbreitung gefunden hat, ist ein bemerkenswerter Niederholz ostdeutschen geistigen Lebens und aus der Landschaft, aus welcher sie ihre Nährstoffe empfängt, nicht mehr fortzuwünschen.

Joseph Friedrich Perkinig

Kölner Zeitung. ... Die Zeitschrift bietet zu dem Ueberblick über das gesamte geistige Leben in Reiche in einer Rundschau, und es ist erfreulich zu sehen, wie die alten Ströme zwischen Westen und Osten über alle Hemmnisse hinweg noch rege fließen. Darum ist es notwendig, wenn diesen Kämpfern auf der Ostwacht auch die Unterstützung im Reiche nicht versagt bleibt, wir haben Grund, jede Säule deutschen Kulturbewußtseins jenseits der eingegangenen Grenzen zu stärken und zu festigen durch Anteilnahme und tätige Mithilfe.

M a g K r a z: „Jungborn der Freude“. 30 Kärntner- und andere Lieder, gesammelt und für Lautenbegleitung gesetzt. Mit Buchschmuck von Karl Pommernanz. Verlag Jos. C. Huber, Dießen vor München.

Wenn ein Buch den Titel mit Recht trägt, so ist es der Jungborn der Freude. Der im Osten durch seine Vortragsreise bekannt gewordene Lautenfänger Mag Kraz gibt uns hier einen Kranz von Liedern, die uns zu Herzen sprechen und die uns tiefen Einblick in die Kärntner Volksseele geben. Allen Freunden schöpferischer Kunst sei das Buch warm empfohlen.
C. L.

H o r s t S c h ö t t l e r: „So ein Hundeleben“. Verlag L. Staakmann, Leipzig. Wer Einblick und Verständnis für die Seele des Hundes gewinnen will, erlebe Tumps Einzug in das Doktorhaus einer kleinen Stadt, seine Liebe zu Prinz. Die Betrachtungen, die Horst Schöttler, erfüllt mit seinem verjährenden Humor, den beiden die Hauptrolle spielenden Hunden eingibt, kennzeichnen das Milieu der scharf gezeichneten Kleinstadt.

Georg Herrmann

H e i n r i c h S c h a r r e l m a n n: „Sonriger Alltag“. Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Ein Vater hat dieses Buch über Kindererziehung und Familienglück seinem vierblättrigen Kleeball gewidmet. Ein tiefsinnender Mann, der Kinderseelen versteht und weiß, worauf wahres häusliches Glück sich aufbauen muß, hat hier eine liebenswerte Gabe geschaffen, die vielen Gleichgesinnten zum Segen werden mag. Ob Scharrerlmann von „Geheimen Mitterzehn“ spricht, ob er von der „Vorurteilslosigkeit“ oder vom „Tagebuch meiner Tochter“ handelt, stets leuchtet seine liebenswerte Persönlichkeit aus seinen Worten hervor, die, bald in Prosa, bald in Versen von den Dingen erzählen, die uns alle angehen.

Hans Gäsgen

H e i n r i c h V o g e l: „Die gelbrote Käze“. Wunderliche Geschichten. Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg.

Ein nicht uninteressanter Jünger Edgar Allan Poés verflucht sich in unheimlichen Geschichten. Wenn auch der Meister Poe Meister bleibt, ist damit noch nicht gesagt, doch diese Novellen schlecht sind. Erlebnisse feinmaleriger Menschen mit zweitem Gesicht oder Fernwirkung ihrer Seelen sind zumeist Vogels „Helden“. Was seiner Arbeiten besondere Note verleiht, ist die Stimmungsschönheit, in die er die Ereignisse taucht. Alfred Hein

Die beiden Prosabücher von Axel Sübbe „Menschen und andere Mächte“ und „Phoenix“ sind von der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart übernommen (siehe Jahrgang III, Heft 4).

Der Briefmarken- u. Notgeldhandel

Briefmarken-Neuheiten. Die deutschen Flugpostmarken liegen nun vollständig vor. Es sind neun Werte, davon fünf für Pfennige (ohne Pg.-Bezeichnung) und vier für Mk.-Werte, letztere haben noch einen farbigen Unterdruck.



Danzig hat durch die lezte Portoerhöhung seine Marken dem neuen Porto schnell angepaßt. So hat es drei neue Werte 1,50 Mk. grau, 3 Mk. karmin und 8 Mk. mattblau erscheinen lassen; von diesen sind die beiden ersten auch mit dem bekannten Überdruck DM als Dienstmarken erschienen. Die Portomarken, violett, haben ebenfalls eine Ergänzung durch die Werte 75, 100 und 300 (Pfg. erhalten).

Belgien wird nunmehr mit der Herausgabe der schon seit dem Januar vorbereiteten neuen Serie beginnen; die 25 Cent.-Marke liegt bereits vor. Die übrigen Werte werden in Kürze erwarten, uns erscheinen freilich die letzten Marken mit dem Königskopf, 50 Cent. blau, 1 F. braun, in der Ausführung schöner als das neue Muster.

Island gibt die vorhandenen Restbestände alter Marken weiter durch Überdruck als Ausflissmarken heraus, fünf Provisionen haben wir schon melden können, jetzt ist nun die 5 Aur. grün der letzten Ausgabe mit dem Aufdruck 10 Aur. als weitere Ausflissmarke erschienen.

Von den englischen Kolonien sind die ersten Pauschalwerte bereits ausgegeben, Montserrat marschiert hierbei an der Spitze, alle 1 Pfundmarken werden lila/schwarz auf rot gehalten sein. Das Gebiet Ostafrika und Uganda hat man jetzt geteilt und zwar durch Deutschostafrika vergrößert, man wird nunmehr zu trennen haben: Kenia jetzt mit der Hauptstadt Nairobi und Tanganyikagebiet mit der Hauptstadt Dar es-Salam, das ja eigentlich richtiger Bender es-Salam heißen sollte, weil seine Ableitung nichts mit dem arabischen Dar (haus), sondern mit dem persischen Bender (Hafen — Hafen des Heils) zu tun hat.

Die Markenreihe des Tanganyikagebietes liegt geschlossen vor. Die Zeichnung Giraffenkopf ist unbedingt schön und wirkt im geschlossenen Satz in den verschiedenen Farben ausgezeichnet.

Von Salvador kommen jetzt die letzten Gedenkmarken, Ende 1921 ausgegeben, zu uns in größeren Mengen. Es ist aber „schwere“ Valutaware, so daß wir auf ihren Erwerb meist verzichten müssen, außerdem sind die ersten vier Werte auch noch mit einem Aufdruck Tentenario erschienen, die natürlich wesentlich teurer sind.

Redaktion der Michel-Kataloge (Marré)

Schleswig- und ca. Notgeld- Holsteins andere Scheine 3000

finden Sie in meiner „Illustrierten Notgeld-Preisliste“, 64 Seiten, ca. 200 Abbildungen, 4.— Mk. portofrei, kleine Liste von 16 Seiten kostenlos.

Victor Engelmann, Kiel 32, Postscheckkonto: Hamburg 41712



Notgeldsammler

bitten wir, unsere illustr., 20 Seiten umfass. Notgeldliste gegen Voreinsendung von M. 4,50 zu verlangen. Der Betrag wird bei Bestellungen von M. 50,— zurückvergütet.

Karl Riedel & Gamper (Inh.: Karl Riedel)

10 Danzig-Langfuhr, Brunshöferweg 45a.

Postscheckkonto Danzig 6793.

Telefon 6263.

Wirtschaftspolitische Rundschau

der Preußischen Jahrbücher

in Verbindung mit

Friedrich Edler von Braun, Präsident des Reichswirtschaftsrates, M. d. R.; Dr. Henry Behnsen; Dr. Hermann Fischer, M. d. R.; Universitäts-Professor Dr. Haushofer, München; Dr. Paul Lejeune-Jung; Oekonomierat Keiser, Geschäftsführendes Mitglied des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft; Staatssekretär a. D. Dr. Koeth; Dr. von Loesch, Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses des Deutschen Schutzbundes; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Penck, Berlin; Geh. Regierungsrat Dr. Quaatz, M. d. R., Essen; Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Schumacher, Berlin; Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn, Köln

herausgegeben von

Dr. Walther Schotte

I. Jahrgang — Vierteljährlich 120.— Mark

Die Rundschau erscheint am 1., 10. u. 20. jeden Monats

Aus dem Inhalt des 4. u. 5. Heftes:

Walther Schotte, Die neue Mark-Katastrophe
John Firman Coar, Die Verarmung Deutschlands als Weltgefahr

Jakob Reichert, Der Trocquer'sche Reparationsplan
Henry Behnsen, Die sinkende Goldrente der deutschen Industrie

Ernst Schultze, Geldknappheit?

Fritz Ehrenforth, Wirtschaftskrisis u. Landwirtschaft Frankreichs Luftstreitkräfte, ein zwingender Faktor in Englands Politik

Ein jüdischer Staat im britischen Empire
Palästina-Mandat

Augenblicklicher Stand der Kupfererzeugung der Welt und ihre Aussichten für die Zukunft
Der Verlauf der Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten

Politisches und Wirtschaftliches aus ausländischen Zeitschriften
Dokumentenbeilage

Probehefte stehen gegen Einsendung des Portos von Mk. 3.— kostenfrei zur Verfügung

Georg Stilke Verlagsbuchhandlung
Berlin NW.7, Dorotheenstr. 66/67

Am 7. August d. J. feierte der schlesische Dichter **Gelly Janoske** seinen 50. Geburtstag. Der bekannte Schriftsteller, dessen Romane "Kantor Kalmus" und "Daniel auf der Tonleiter" so tiefen Anklang gefunden haben, lebt in Breslau. Mit seinem von edelster Menschlichkeit getragenen Werke, dem aus dem Leben eines Offiziersgefangenenlager entnommenen Buche "Fremdes Herdfeuer" hat sich der Dichter auch als Schilderer tiefsten Ernstes denen erwiesen, die aus seinen übrigen Arbeiten mehr das Fröhliche als das ebenfalls in ihnen schlummernde Tiefrückige erfassen. Janoskes Ernst und Humor fließen aus der gleichen Quelle vertiefter Innerlichkeit. Was Janoske bisher geboten hat, ist Belletistik im besten Sinne. Er schreibt nicht für einen kleinen Kreis Erwachster, er wendet sich jedem zu, der die Musik des Tages zu hören imstande ist. Und Janoske, der selbst ein ganz ausgesuchter Musiker sein muß, das zeigen seine vorzülichen Bemerkungen über diese Kunst, weiß die Partituren des Lebens nicht nur ausgezeichnet zu lesen, sondern auch ihre Geheimnisse voll und rein zum Klingen zu bringen. Der jetzt fünfzigjährige, dessen Kunst der bekannte Leipziger Verlag von St. Wilh. Grunow Heimat geworden ist, wird noch vielen mit den herzerquickenden Gaben seines Dichtertums Stunden der Frohnatur und des Innern verschenken.

W. T.

Nach achtjähriger Pause und umfangreichen Vorarbeiten wird Ende dieses Jahres der I. Band von **Dreßlers Handbuch der Kunstsprache** erscheinen. Dank des Bestandes sämtlicher Kultusbehörden und der Regsamkeit des Verlages Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W 8, dürfte der bekannte Herausgeber, Maler und Architekt Willi O. Dreßler, Berlin W 30, ein Hilfs- und Bindemittel geben, daß Vielem unentbehrlich sein dürfte. Das Kunsthandbuch wird in diesem I. Bande die öffentliche und private Kunstsprache und sowohl die bildende Kunst als auch die Tonkunst behandeln.

Deutsche Beihilfe für Bezieher in Polen

Deutsche in Polen bitten um Hilfe für Bestellung der Monatshefte, die ihnen durch die verschiedene Valuta u. s. w. zu teuer sind. Es wird für diese Zwecke ein Fonds „Östdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ begründet. Einzahlungen dafür unter „Östdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ Sparkonto 6894 der Sparkasse des Kreises Danziger Höhe, Zweigstelle Oliva.

Atelier für
Kunstgeigenbau gegr.
1875

JONNS
Willy Trossert Danzig
Geigenbauer Heiligegeistg. 17
An- und Verkauf alter Meistergeigen

BORG



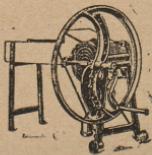
FÜR
QUALITÄTS RAUCHER

"Pelikan"-Füschchen

GÜNTHER WAGNER, HANNOVER u. WIEN

Land-Maschinen

aller Art 48



Muscate, Betcke
& Co. A.-G.

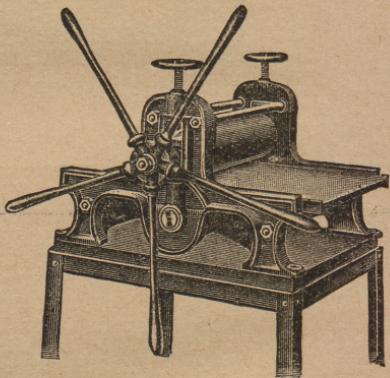
Danzig, Berlin - Charlottenburg, Königsberg (Pr.), Dirschau, Marienburg (Wpr.), Flatow (Wpr.), Hamburg, Grimmen (Pom.), Anklam (Pom.), Schwiebus, Breslau, Grünberg (Schl.)

Künstler-Druckpresse

„Präzision“

Walzenbreite 400 mm

Druckplatte prima Eisen
plan gehobelt!



~~Einkauf~~

Antiquitäten

~~Verkauf~~

Komplette Zimmereinrichtungen

Uebernahme ganzer
Wohnungsausstattungen

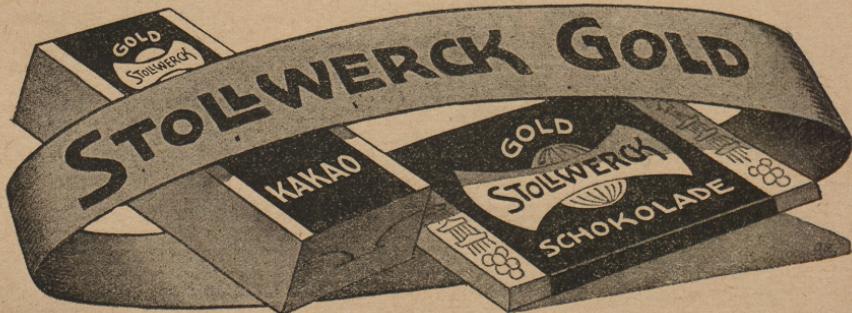
Ausstellungssäle nur

11 Jopengasse 11

PAUL GEYER.

Leopold Hess

Berlin W. 35, Genthiner Str. 29



Der Getreue Elster

Halbmonatsschrift für das ganze
Deutsche Volk.

Wir wollen:

Das Deutsche Volk über den Parteien sammeln!

Die besten dazu aufrufen!

50 Woher sie kommen, ob von Links oder Rechts, gilt uns gleich.

Wir wollen nicht:

Gegensätze schaffen!

Wir wollen sie überbrücken!

Bezugspreis vierteljährlich 16.50 Mk.
zuzügl. Post- u. Bestellgeld.

Helsingische Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Dresden-H., Lessingstraße 1.

Mit dem beginnenden 5. Jahrgang ging die Zeitschrift des „Künstlerdanks“ DIE FLOETE in meinen Verlag über. Sie erscheint fortan als

DIE NEUE DICHTUNG

VIERTELJAHRSHFTE DES KUNSTLERDANKS

Mit den Mitteilungen des Verbandes der literarischen Gesellschaften Deutschlands

Herausgegeben von
HANNS MARTIN ELSTER

Mitarbeiter des 1. Heftes sind:

Rudolf G. Binding, Friedrich Schnack,
Walter von Molo, Waldemar Bonsels,
Hermann Kesser, Albrecht Schäffer,
Kurt Heynicke, Victor Curt Habicht,
Joseph Windkler, Hanns Meinke, Max
Sidow, Ina Seidel

Sehr gutes Papier, bibliophiler Druck
Einführungspreis des ersten Heftes M. 20.—
Halbjahresabonnement M. 40.—, dazu M. 6.—Porto

**FRANZ LUDWIG HABELL
VERLAG ZU REGENSBURG**

Preußisch-Süddeutsche 246. Klassen-Lotterie

Zur IV. Klasse,

Ziehung 12. bis 13. September 1922
empfehle

1/8	1/4	1/2	1/1	Lose
70.—	140.—	280.—	560.—	M.

**STILKE, Lotterie-Einnehmer
Berlin W.8, Unter den Linden 14**

Postscheck Berlin 3 1110



16 Sie spielen Klavier

oder Harmonium ohne jede Vorkenntnis nach der preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-Notenschrift RAPID. Es gibt keine Noten-, Ziffern- oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat wie RAPID. Seit 17 Jahren weltbekannt als billigste und erfolgreichste aller Methoden. Anleitung mit verschiedenen Stücken und Musikalien-Verzeichnis Mk. 25.— Aufklärung umsonst.

Musikverlag Rapid, Rostock 31

Urwüchsigen Humor und köstliche Satire
finden Sie in den Werken von **Mussi Mussi**.
Glänzendste Presseurteile.

1. „Fränzchen“, 4. Aufl., 20. Tausend (500 Seiten mit 110 Bildern) Geschenkband nur Mk. 55.—, fein brosch. nur Mk. 45.—.
2. „Patentitis Bürokratitis“ (behandelt Gründungswindel und die Zwangsbewirtschaftung der Kohle), Geschenkband nur Mk. 35.—, fein brosch. nur M. 28.—.

In jeder guten Handlung vorrätig.

48
Verlag F. Görres, Essen, Eleonorastraße.
Postkonto 3759, Essen.

Kleider
Mäntel
Kostüme

Modellhaus
NOTH HAFT

G. m. b. H.

DANZIG
Heilige Geistgasse 5

Telephon
5328, 1135, 6277

Täglich Eingang
von
Pariser Modellen

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrg. Oktober 1922 Nr. 7

Unter angegebene Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeleid einzufügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Hermann Strunk: Danzig und Deutsch-land mit 2 Bildern	299
Friedrich Fischer: Die Fresken in der Turmvorhalle der Danziger Marienkirche mit 3 Bildern	305
Adelbert Matthaei: Die Erneuerung des Junkerhofes in Danzig m. 4 Bildern	307
Wolfgang Greiser: Deutsch-heimatliche Künstlerarbeiten in Porzellan mit 5 Bildern	311
Carl Lange: Die Kerzen leuchten noch tief in der Nacht	314
Dr. Erich Hensler: Der Gegenwartswert der Heimatgeschichte	315
Danzig	317
Paul Enderling: Wächter im Turm	318
Walther Domanski: Die Bibliotheca Zappio-Johannitana in Danzig	321
Walther Kühn: Die ersten Konzerte in Alt-Danzig	323
Hermann Merz: Wertu. Ziel der Waldoper	325
Willib. Omankowski: Was die Waldoper für unsere Heimat bedeutet	327
Paul Abramowski: Danziger Kunstausstellungen	328
Karl Becker: Deutscher Heimatbund	330
N u n d s c h a u :	
Hermann Strunk: 2. Deutschkundliche Woche in Danzig	331
Dr. Richard Wagner: Aufgaben der heimattreuen Vereine	332
Dr. Kurt Peiser: Der Verband heimatfreuer Ostpreußen in Danzig	333
Albrecht: Der Danz. Lehrergefangen	334
Martin Bormann: Die Braupfanne	335
Adelbert Matthaei: Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm	336
B. Frederick: Danz. Handel u. Industrie	338
Ein Heimatdenkmal	340
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern	340
Carl Lange: Ueber Zeitschriften	341
B u c h b e s p r e c h u n g e n	342—348
Was man von Danzig wissen muß	345

Nachdruck und Nachbildung verboten

(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stille, Danzig-Berlin 1922

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stille, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstr. 9

Anzeigen-Aufträge erbeten durch die
Anzeigen-Verwaltung Prese-Werbe-Dienst G. m. b. H.

Berlin-Bilmersdorf, Pfalzburger Str. 17

Druck von J. S. Preuß,
Werkstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresden Strasse 43

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 12/13

Danziger Creditanstalt Aktiengesellschaft

Langermarkt 37/38

Tel. 3383, 3384, 3475, 3674

Devisen-, Effekten-,
Kontokorrent-Verkehr

Strumpfhaus Gerson

Danzig

Heilige Geistgasse 135 (am Glockentor)

Größtes Spezialhaus im Freistaat

Bekannt günstigste Bezugsquelle für
Strumpfwaren, Handschuhe
Trikotagen, Wollwaren

Spezialität: Seidene Damen-Strümpfe

Extra-Engros-Abteilung

Geplante Sonderausgaben

„Kongresspolen“

„Baltenland“

„Posen-Bromberg-
Neogedistrift“

„Finnland“

„Unsere Heimat“

„Elbing“

„Insterburg“

„Deutschum in den
Grenzländern“

„Die Deutschen in
Rusland“

Anzeigen rechtzeitig erbeten



Der Bezug der
„Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämliche Buchhand-
lungen, durch die Post oder vom
Verlag erfolgen.

Auslieferung für Ostpreußen
durch Gräfe & Unzer,
Königsberg i. Pr., Paradeplatz.

Der Bezugspreis beträgt
vierteljährlich 225.— Mk.
für jedes Heft 80.— "
Post-Bestellschein
liegt diesem Heft bei.

Die Anzeigen werden berechnet:
 $\frac{1}{1}$ Seite M. 4500 $\frac{1}{4}$ Seite M. 1400
 $\frac{1}{2}$ " 2500 $\frac{1}{8}$ " 750
Vorzugsplätze teurer; bei Jahres-
aufträgen mit Nachlass. Die Preise
gelten in deutscher Währung.

Postcheckkonto: Berlin 28489
Bankkonto:

Delbrück, Schickler & Co., Berlin W.

In allen Angelegenheiten des Bezuges und
der Anzeigen wende man sich an den Verlag.

Anzeigenpreise:

- 1 Geld im Jahre M. 850
2 Felder " " 1600
3 " " " 2100

Bildungsstätten

Die Reihenfolge der Anstalten ist nicht maßgebend für die Güte

**Staatlich anerkannte
Gärtnerinnenschule Wittenberg**
bei Tharau, Ostpreußen.
Beginn des neuen Lehrganges am 15. März 1922.
Prospekte frei auf Wunsch.

Lisenach

Emmillerstr. 12.

Elsa Beyer, Töchterheim

Ziele der Frauenschule.

Wissenschaftliche Weiterbildung, insbesond. in
Fremdsprachen. Pflege der Künste.
Gründliche handwerkliche Ausbildung.

Karztöchterheim Frau A. Müller
Nöschenroda b. Wernigerode a. S.

Junge Mädchen finden Aufn. zur gründl. Erlernung
d. haush. gelellich. Formen. Auf Wunsch Musik,
Sprachen. Pensionspr. jährl. 6000, halbjährl. 3200 M.

Lähn I. Klassegr. | **Pädagogium-Landschulheim**

auf deutsch. u. christl. Grundlage. Gegr. 1873
Sechsklass. Realschule. Ziel: Verbandsprüfung (früh, Einjähr.) u.
Oberskunda. Streng gereg. Intern. famili. Charakt. Beste Pflege.
Unterricht u. Erziehung. Eigen. Oekonomie. Sport. Wandern. Bäder.
Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

Kinder finden sorgfält. körperliche und
geistige Pflege. — 15 Zöglinge.
Landerziehungsanstalt „Heimgarten“
gegründet 1905.

Jugenheim a. d. B., bei Darmstadt.

Leit.: Elisabet Griecke, Käte Bombara.

GÖRLITZ i. Schl.

Das Deutsche Töchterheim Nithack
bietet gründl. zeitgem. Ausbildung in Kochen, Haushalt, Ge-
werbe, Bürgerkunde, Kunstgeschichte, Literatur, Musik bei
vorr. Verpflegung. Pensionspreis jährlich 3000 Mk. einschl.
Unterricht, wahlfreie Fächer extra. Näheres durch Prospekt.

HOFFBAUER-STIFTUNG
POTSDAM HERMANNSWERDER
JUGENDHEIM (vom 2. Jahr an) mit
LYZEUM für Mädchen u. jüng. Knaben
FRAUENSCHULE mit stadt. Berechtig.
HAUSHALTUNGSSCHULE
★ ERHOLUNGSHEIM ★
Jellyscheschelage am Wald u. Wasser.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen
Kurse für Privat- und Gutesekretärinnen

Füllner-Werkenthin-Lyceum

Altbekannte Anstalt in Bad Warmbrunn

(umfassend Klasse X—I.)

Hervorragend schönes, besonders gesundes Logie in unmittelbarer
Nähe des Riesengebirges. Großer Garten. Internat, in dem
auch ältere Kinder Aufnahme und liebevolle Pflege finden.
Pension vierteljährl. 2000 Mk. Schulgeld vierteljährl. 200 Mk.
Auskunft durch die **Direktorin Dr. E. Eckelmann**,
z. Zt. Grossen a. d. Oder, Schles.

Geheimrat Dr. Ing. h. c. E. FÜLLNER.

Der Tod des Herzens

von
Karl Halbendorf

Broschiert 35.— Mark

In Halbleinen geb. 45.— Mark

Ein lebensfroher Reitermann reift durch schwere Erfahrungen und bitteres Leid zu einem einsamen, heldhaftesten
Mann. Deutschlands Schmach lässt ihn endlich in einem letzten erfolgreichen Luftkampf den Tod suchen.

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36

Hermann Paetz Verlag G. m. b. H.

Serien-Bücher für den Sommer

In bester Ausstattung sind erschienen und
für Geschenkzwecke besonders zu empfehlen

Alfred Gramsch
*Ganz Dein
Wege einer Liebe
Gedichte*
Schön gbd. 36 Mf.
"Das Dilemma einer ehrlichen
jungen, jungen deutschen Liebe"
"Jugendlicher Orden"

Martha Grosse
*Wir Frauen
Gedichte*
Schön gbd. 36 Mf.
"Schöne, liebe Frauen u. Mutter-
Väter"
Frida Schanz im „Dahmen“

Adolf Wurmback
*Saiten
Gesänge von Gott,
Liebe und Kunst*
Schön gbd. 39 Mf.
"Ein Andachtsbuch für seimab-
geheimte Seelen" Dr. Hans
Krause in der „Siegener Zeitung“

Bon diesen Werken erschienen soeben einmalige Vorzugsausgaben / Je 50 beschriftete, mit
eigenhändigen Inschriften der Dichter versehene Stücke auf holzfreiem Papier in Goldbleber / Allerbeste Ausstattung
Preis je 240 Mf.

Alexander Arndt
*Ti und Tea
Künstlerroman*
Schön gbd. 48 Mf.

"Ein Buch, dessen klar und einig aufgebautes Geleben den Kampf des Künstlermenschen
zwischen seiner göttlichen Berufung und der Liebe zum Weibe in erschütternder Kraft schildert!"
Der Bürger, Düsseldorf

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder vom
EDDA-VERLAG G.M.B.H. ZU CASSEL
Postgeschäftskontor Leipzig 63905

54

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von Heinrich v. Treitschke u. Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Band 189, Heft 2

August 1922

Aus dem Inhalt:

Emil Daniels, Eine Geschichte der englischen Politik

Heinrich Peters, Homers Ilias

Robert Winkler, Das religiöse Urphänomen

Hans Oppermann, Nachruf auf Hermann Diels

Else Wentscher, Zur Entwicklung des politischen Freiheitsbegriffes im 19. Jahrhundert

Bernhard Schmeidler, Geographische Geschichtsschreibung

Walter Ewald, Drei Fragen an Hamburg

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ (gegen Einwendung des Portos von M. 3.—) zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag.

Preis pro Vierteljahr Mark 65.—

Einzelheft Mark 25.—

BERLIN NW. 7,

Dorotheenstraße 66/67.

GEORG STILKE,

Verlagsbuchhandlung.